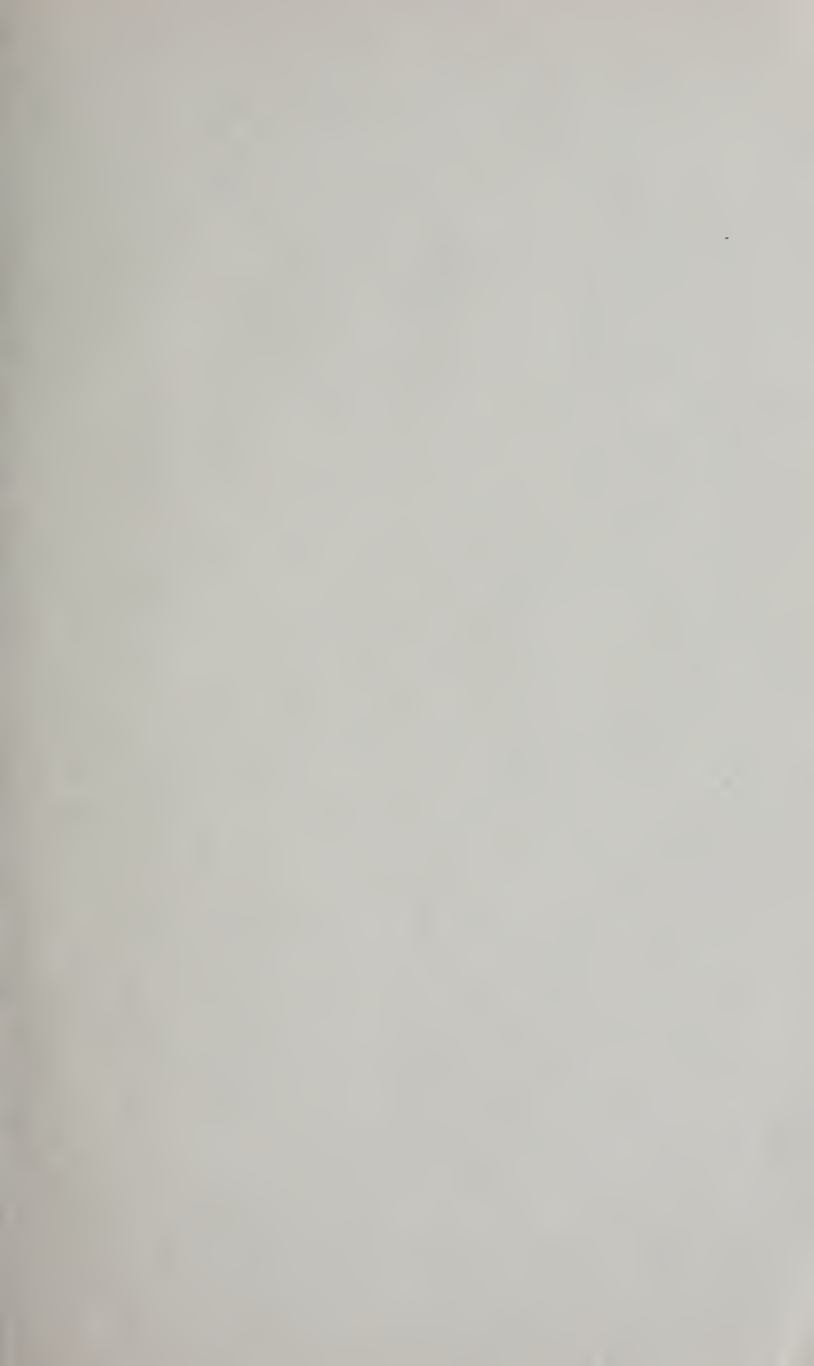
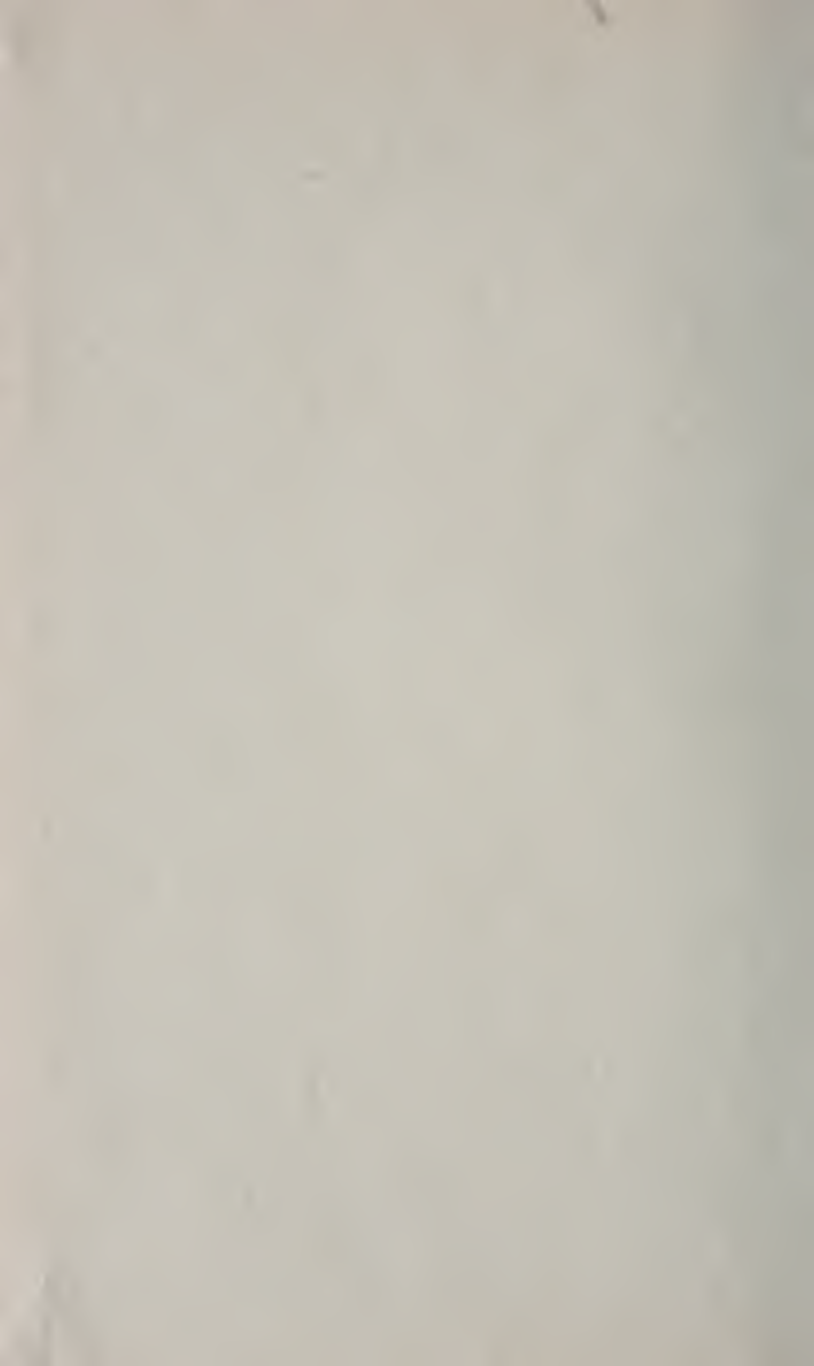










Aus Russlands Vergangenheit.



Aus Russlands Vergangenheit.

KULTURGESCHICHTLICHE SKIZZEN

VON

DR. WILLIAM PIERSON.

LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER UND HUMBLOT.
1870.

VORREDE.

Zwei Welten machen einander den Besitz Russlands streitig: Europa, welches sich auf die mancherlei Formen abendländischer Kultur und auf den Willen der Zaren beruft, und Asien, welches seine Ansprüche auf Geschichte, Denkart und Neigung des Volkes gründet. Dieser Kampf muss die Theilnahme aller civilisirten Nationen erregen, weil es sich in ihm um die Sache der Bildung und der Freiheit handelt; er hat für die deutsche Nation noch ein besonderes Interesse, denn er wird auch über das Glück, vielleicht über das Dasein von hunderttausenden deutscher Menschen entscheiden.

Gleichwohl ist das rechte Verständniss dessen, was in Russland auf dem Spiele steht, nicht einmal in Deutschland ein Gemeingut aller Gebildeten. Man pflegt hier die Wirksamkeit der Mittel, mit welchen die Zaren an der Europäisirung der russischen Natur gearbeitet, zu

überschätzen; man kennt eben diese Natur zu wenig. Wer sich über Russland ein richtiges Urtheil bilden will, darf sich nicht damit begnügen, dessen gegenwärtige Lage und Verhältnisse zu erkunden; er muss auch wissen, wie solche haben entstehen können.

Dazu gehört indess, dass man nicht, wie die meisten Ausländer thun, sein Studium der russischen Geschichte auf die neuere Zeit, auf die Ereignisse und Zustände seit Peter dem Grossen, beschränkt; denn sonst bekommt man bloss das nach Europa gekehrte Antlitz des russischen Januskopfes zu sehen. Vieles in Russland begreift sich schlechterdings nur, wenn man Herkunft und Abstammung der Russen erwägt.

Diesen ersten, so wichtigen und doch so wenig bekannten Theil der Vergangenheit jenes Volkes dem grossen Publikum anschaulich und eindringlich vor Augen zu stellen ist der Zweck meines Buches. Ich habe in demselben versucht, die ganze Ahnenschaft der heutigen Russen, von den Scythen bis zu den Moskowitern, welche Peter I. vorfand, nach ihrem äussern und innern Wesen, mit ihren Sitten und Bräuchen und ihren merkwürdigsten Erlebnissen naturgetreu und deutlich abzuschildern. Den breitesten Platz in diesen Gemälden nimmt das kulturhistorische Element ein; es ist gerade in despotisch regierten Ländern der klarste Ausdruck des Volksgeistes.

Wer von meiner Sammlung russischer Ahnenbilder mit dem Seufzer Abschied nimmt, dass doch die Menschheit so langsam zum Bessern fortschreite, der sehe sich zu seinem Troste die liefländische Skizze an, die am Ausgange hängt, und vergleiche mit der Ungeschlachtheit der Vorfahren in seinem Geiste die feine Gesittung ihrer Enkel.

Doch so sehr es auch in der Absicht des Verfassers liegt, gewisse nützliche Kenntnisse zu verbreiten, er würde sein Werkchen als missglückt betrachten, wenn es ihm nicht zugleich gelänge, den Leser angenehm zu unterhalten. Daher hat er für die Darstellung Formen gewählt, die sonst eher der leichten Feder des Feuilletonisten als dem Griffel des Geschichtschreibers zu entspringen pflegen. Nur glaubte er in der Vermeidung alles gelehrten Anstrichs nicht so weit gehen zu dürfen, dass die Belegstellen ganz fortblieben. Er hat die Citate, die er für nöthig und nützlich hielt, angeführt, aber in den Anhang verwiesen. Ein solches Verzeichniss bietet auch den Vortheil, dass es die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, auf einen Blick erkennen lässt.

Berlin, im Februar 1870.

PIERSON.



INHALT.



DIE SCYTHEN.

Man liebt es, den Charakter und die Geschichte der Nationen aus der Natur ihrer Länder abzuleiten, und man kann auf diesem Wege zu mancher hübschen Ansicht kommen; aber gewöhnlich geht man hier zu weit. Wer ein Volk recht begreifen will, der studire vor allem dessen Stammbaum. Boden und Klima hemmen oder fördern; aber die Richtung, die Entscheidung, das Wesentliche hängt von der Natur der Menschen ab. Es wird niemandem gelingen, Polens Untergang aus geographischen Gründen zu erklären; an dem russischen Wesen hat das Erdreich fast ebensowenig Schuld. Es ist wahr, dass in Tiefebenen, die sich ohne Ende und ohne Abwechselung breiten, auch das Leben und die Gesinnung einförmiger und gleichartiger wird, und dass ein Himmelsstrich mit langen, strengen Wintern und kurzen, heissen Sommern leicht auch den Geist stumpfer macht. Allein, wenn schon die Natur des Landes manchen Zug des russischen Nationalcharakters ausgeprägt hat: das meiste Russische steckt doch im Blute.

Die Wissenschaft vermag heute durch das Mikroskop zu bestimmen, ob ein Blutstropfen von einem Kaninchen herrührt oder von einem Pferde; vielleicht bringt sie es noch dahin, auch das Blut der Menschenrassen zu unterscheiden. Welch ein Gemisch rother Flüssigkeiten wird sich dann in den Adern eines Russen ergeben! Nun meine ich nicht, dass sogenanntes reines Blut ein Vorzug sei; die tüchtigsten unter den grossen Nationen der Gegenwart — Britten, Preussen, Franzosen, Nordamerikaner — sind ihrer Abstammung nach Mischvölker. Aber freilich kommt es auf die Beschaffenheit der Elemente an, die sich mischten.

Welche Unzahl von Völkern und wie verschiedenartige sind nicht von grauer Vorzeit an bis zu den Tagen Dschingiskhan's über die Wolga und den Don in das östliche Europa eingewandert! Viele zogen weiter, viele schwemmte die nächste Völkerfluth hinweg; aber sie alle haben mehr oder minder einen Antheil an dem Dasein derjenigen Menschenart, die heute russisch spricht und denkt. Denn die Völker erzeugen sich ja nicht ohne Eltern, wie die Essigaale; und wer von uns will sagen, von welchem Ahnherrn die Fähigkeiten stammen, auf die er am stolzesten ist? es war vielleicht ein Pfahlbauer, der keltisch redete und Menschen frass. Dies den Russen zum Trost, wenn man ihnen allzu hart ihre Ahnen vorrückt. Und auch das woilen wir einräumen, dass es unter ihren ältesten Vorfahren Leute gab, die sich neben unsern Pfahlbauern wohl konnten sehen

lassen. Einige darunter sind sogar sehr interessante und in ihrer Weise respektable Menschen gewesen, namentlich die Scythen, ein Nomadenvolk, welches um das Jahr 700 vor Christo das südliche Russland in Besitz nahm und dort fast ein Jahrtausend lang seine Heerden weidete.

Es haben ehedem auch andere Nationen, z. B. die Ungarn, beansprucht, für Abkömmlinge der alten Scythen gehalten zu werden; indess heute, wo man schärfer prüft, wird niemand anstehn dürfen, die Ehre dieser Verwandtschaft, so gross oder so klein sie auch sein mag, vielmehr den Russen zuzuerkennen. Sie sind, wenn nicht die Söhne, so doch die Neffen jenes biedern Barbarenvolks; und wer sich für sie interessirt, der wird auch mit Theilnahme hören, was die Geschichte von den Scythen zu sagen weiss. Denn wo man den Urgrossvater nicht kennt, da muss man sich schon mit dem Urgrossonkel behelfen.

Malen kann man die Scythen nicht mehr; denn über ihr Aeusseres sind bestimmte und zuverlässige Nachrichten nicht vorhanden. Dagegen von ihren merkwürdigsten Sitten und Bräuchen haben die Alten uns hinreichende Kunde hinterlassen; sie sind barbarisch genug.

Man glaubt gewöhnlich, das Skalpiren sei bloss eine Liebhaberei der Rothhäute; aber diese Sitte herrschte einst auch am Don und Dnepr. Der Scythe hängte die abgezogene Kopfhaut des erschlagenen Feindes, nachdem er sie hatte gerben lassen, an den Zaum seines

Pferdes, und die Anzahl solcher Siegeszeichen bestimmte auch bei ihm den Werth des Mannes. Der Indianer lässt im Uebrigen den todten Feind ungeschoren; es kommt ihm nur auf die Ehre an, darum genügt ihm der Skalp. Der Scythe dagegen suchte auch den Nutzen. Er hatte entdeckt, dass Menschenhaut ein viel besseres Leder giebt als jedes andere Thierfell; daher pflegte er seinen Gegner vollständig abzuhäuten; von dem Rumpfe machte er sich einen Rock, von der Hand einen fünfpfeiligen Köcher. War ihm aber der Mann im Leben ganz besonders verhasst gewesen, so nahm er ihm noch den Hirnschädel und liess sich daraus eine Trinkschale machen.

Alljährlich feierte jede Horde ein grosses Fest; dabei wurde von dem Häuptling ein gewaltiger Mischkrug für alle diejenigen aufgestellt, die einen Feind getödtet hatten. Wer sich vieler solcher Verdienste rühmen konnte, bekam doppelte Portionen; wer niemand todtgeschlagen, musste unter dem Hohn der Andern zusehen. Für das ganze siegreiche Scythien war ein ähnlicher Mischkrug, jedoch von kolossaler Grösse, an einem heiligen Platz im Herzen des Landes, in der Nähe des Flusses Bug, aufgestellt. Dieses Gefäss hielt vierhundert Kubikfuss, es war von Kupfer, vier und einen halben Zoll dick und vierhundert und fünfzig Centner schwer.[1]) Die Nachbarn der Scythen, die Griechen am schwarzen Meer, erzählten sich, ein scythischer König, Namens Ariantas, habe einst wissen wollen, wie gross die Anzahl seiner Unterthanen sei, und

bei Todesstrafe befohlen, jeder Scythe solle ihm eine Pfeilspitze einliefern. Da sei denn der Pfeilspitzen eine ungeheure Menge eingekommen, und der König habe daraus jenes Denkmal giessen lassen. Diese Geschichte ist aber ein Mährchen, und der Koloss wahrscheinlich aus der Siegesbeute eines grossen Krieges errichtet worden.

So gefährlich die Scythen als Feinde, ebenso zuverlässig waren sie als Freunde. Der Oreste und Pylades gab es unter ihnen viele.[2]) Aber beides, den Hass und die Liebe, bekräftigten sie durch Blut. Sie weihten sich zu Kriegern ein, indem sie das Blut des Ersten, den sie getödtet, tranken, und sie schlossen ihre Freundschaften, indem sie sich selber Wunden beibrachten, ihr Blut gemeinsam in einen Krug mit Wein laufen liessen, ihre Waffen unter Eidschwüren hineintauchten und dann den Krug zusammen austranken.

Obwohl es bei den Scythen keine Städte und wenig Industrie gab, und nur ein kleiner Theil des Volkes neben der Viehzucht noch den Ackerbau betrieb, so mischte sich in die Rohheit der Sitten doch hie und da ein raffinirter Luxus. So z. B. wuschen sich zwar die scythischen Damen ebenso wenig wie die Herren es thaten, aber sie beklebten sich Gesicht, Hals und andere Theile des Körpers zur Nacht mit einer wohlriechenden Paste, um ihren Teint zu konserviren. Dies war denn freilich auch eine Art von Reinigung. Die Männer hatten eine andere Erfindung, um das langweilige Waschen zu

vermeiden; sie gingen ins Rauchbad. Das war ein Filzzelt, in welchem glühende Steine lagen; auf diese wurde Hanfsamen gestreut, der einen dicken, betäubenden Qualm gab; ringsum kauerten nackt die Scythen, sogen den heissen Gifthauch ein, schwitzten und brüllten vor Vergnügen. Die Berauschung war der Zweck, die Reinigung ein Nebenvortheil. So sind die Scythen in Europa die ersten Raucher gewesen, nur dass sie statt des Tabaks ein anderes Kraut gebrauchten, und ihre Erfindung, das Schwitzbad, ist noch heute eine der grössten Ergötzlichkeiten des Russen, der freilich den Hanfsamen dabei fortlässt.

Noch manches andere Scythische finden wir bei den Russen wieder. Einmal hatten die Scythen einen weiten Kriegszug unternommen, bis tief nach Asien hinein. Das Heer blieb Jahre lang aus; den Frauen daheim behagte dies nicht, sie suchten Trost bei den Knechten, die natürlich nichts dawider hatten, statt Sklaven fortan die Herren zu sein. Als nun die Ausgezogenen heimkehrten, fanden sie die Grenze von ihren Leibeigenen besetzt, welche bewaffnet und bereit waren, ihnen das Land zu wehren. Wuthentbrannt wollten die Herren sich in den Kampf stürzen, dessen Ausgang freilich sehr zweifelhaft schien. Da fiel ihnen ein alter Scythe, der seine Leute besser kannte, in den Arm und sagte: „Aber lieben Freunde! das sind ja eure Knechte! kommt ihr ihnen mit dem Säbel, so werden sie meinen, soviel wie ihr zu sein. Ihr müsst die Peitsche nehmen!“ Dies geschah,

und sowie die Rebellen die Knute sahen, warfen sie ihre Waffen weg und baten um Gnade.[3])

In Scythien war man überhaupt sehr konservativ. Weh' dem, der ins Ausland reiste und dann in der Heimath Neuerungen einzuführen versuchte! Solch Unterfangen galt als gottlos und hochverrätherisch. Dennoch kam dergleichen vor. Was heute für die vornehmen Russen Paris ist, das war für ihre scythischen Vorfahren Athen. Nun gab es einmal unter den Scythen einen sehr geistreichen Prinzen, Namens Anacharsis; diesen verdross die Barbarei seiner Landsleute, und er fasste den Entschluss, aus ihnen civilisirte Menschen zu machen. Er begann damit, dass er nach Athen ging und die Kultur dort an der Quelle studirte. Auch hatte er es insofern ganz besonders gut getroffen, als damals gerade Solon lebte und sogar in Athen anwesend war; sonst befand sich dieser weise Mann gewöhnlich auf Reisen.

Unter der Leitung eines solchen Philosophen konnte es nicht fehlen, dass der talentvolle Anacharsis in der höheren Bildung die gewaltigsten Fortschritte machte.[4]) Er wurde ein ganzer Grieche, ja man that ihm die Ehre an, ihn selber zu den sieben Weisen Griechenlands zu zählen. Indessen er vergass dabei nicht das Ziel, welches er sich eigentlich gesteckt, und da er wohl wusste, dass mit blosser Philosophie einem rohen Volke wenig beizukommen sei, sondern dass man zunächst für die materiellen Interessen etwas leisten müsse, so legte er sich auf mechanische und technische Künste und brachte

einen grossen Theil des Tages in den Werkstätten und Fabriken Athens zu. Hier merkte er sich namentlich die Herstellung solcher Werkzeuge und Geräthe, die in seiner Heimath noch unbekannt, aber dort gut zu gebrauchen waren. Insbesondere verstand er es bald ganz vortrefflich, selbst einen Blasebalg, eine Töpferscheibe und einen Doppelanker zu verfertigen; der letztere sollte ihm zur besseren Befestigung der Zelte in den Steppen dienen.[5])

Nach mehrjährigem Aufenthalt verliess er nun Athen und steuerte voll von grossen Plänen dem schwarzen Meere zu. Die Fahrt war glücklich, das Schiff erreichte die Dneprmündung, fuhr den Strom eine Strecke hinauf, und wohlgemuth landete Anacharsis mit seinem Blasebalg, seiner Töpferscheibe und seinem Doppelanker auf dem vaterländischen Boden. Die Scythen mochten ihn anfangs für einen griechischen Handelsmann halten, sie liessen ihn ruhig auspacken. Als er sich zu erkennen gab und den Weg nach seiner Horde antrat, da wurden die Mienen ernster; doch man sah ruhig zu, wie er von seinem Erbe Besitz ergriff. Nun fing er an, seine Künste zu zeigen; aber selbst seine Freunde schüttelten sehr bedenklich den Kopf. Er wollte den Sinnen der Barbaren imponiren und veranstaltete zum Danke für seine glückliche Heimkehr der Göttermutter Cybele, deren Dienst er unterwegs kennen gelernt, ein pompöses Opferfest mit Pauken und Trompeten und dem ganzen Schaugepränge, welches in Griechenland und Kleinasien so beliebt war. Da kam der Groll des Volkes zum Aus-

bruch; die Scythen fielen über die Prozession her und schlugen den weisen Anacharsis todt. Und so tief hatte sie dieser Versuch, neue Bräuche bei ihnen einzuführen, empört, dass sie später, wenn ein Grieche, der sich einzuschmeicheln gedachte, von dem Ruhme ihres Landsmannes redete, immer steif und fest behaupteten, Anacharsis sei keineswegs ein Scythe gewesen.

Es heisst, der damalige Scythenkönig habe den Neuerer mit eigener Hand getödtet.[6]) Dies ist sehr glaublich, denn gegen einen Prinzen erhob sich dort nicht leicht ein Geringerer. Selbst die Priester hatten im Vergleich zur Dynastie wenig Macht. Der König regierte unumschränkt, und wie die heutigen Russen der Meinung sind, dass der Zar in einen besonderen, höheren Himmel komme, so herrschte auch bei den Scythen der Glaube, ihrem Könige gebühre im Jenseits dieselbe Ehre wie hienieden. Wenn er starb, so musste das ganze Land eine Trauer anlegen, wie sie gründlicher nicht gedacht werden kann. Nachdem nämlich der Leichnam einbalsamirt worden, legte man ihn auf einen Wagen und führte ihn von Horde zu Horde, und überall, wohin der Zug kam, mussten sich die Leute nicht bloss die Haare, sondern auch ein Ohr abschneiden, sich ausserdem Schnitte am Arm, an der Nase und an der Stirn beibringen und einen Pfeil durch die linke Hand stossen. So floss um den König in ganz Scythien Blut statt Thränen. Dann wurde die Leiche beigesetzt, aber nicht allein, sondern neben ihr erwürgte man eine der Frauen

des Verstorbenen, ferner dessen Mundschenk, den Koch, den Stallmeister, den Kämmerer und einen Läufer. Auch die besten Pferde des Königs wurden getödtet und von allem, was er sonst noch im Jenseits brauchen könnte, ein erlesenes Stück hinzugefügt. Diesen ganzen todten Hofstaat begrub man mit ihm. Damit war es indess noch nicht abgethan. Nach Jahresfrist wurden aus seinen Dienern und Leibwächtern — sämmtlich geborenen Scythen, die nicht eigene Wahl, sondern allein des Königs Befehl zu ihrem Amte berufen hatte — fünfzig der Tüchtigsten ausgewählt, ebenso aus seinen Ställen die fünfzig schönsten Pferde, dann alle umgebracht und die Leiber balsamirt und ausgestopft. Darauf setzte man die menschlichen Mumien auf die Pferdemumien und stellte sie rings um das königliche Grabmal.

Der Ort, wo sich die Königsgräber befanden, hiess Gerrhi und lag in einer Wildniss am unteren Dnepr; es war der heiligste Platz im ganzen Lande, und jeder Scythe wäre lieber gestorben, als dass dieser Ort hätte in die Gewalt eines Feindes gerathen sollen. Sein König war ihm wie ein Gott; er schwor bei dem Feuer, das auf dem Herde des Königs brenne, und dieser Eid galt für den heiligsten. Wurde der König krank, so nahm man an, dass irgend ein Scythe jenen grossen Eid falsch geschworen hatte, und drei Wahrsager wurden nach dem Verbrecher befragt. Wenn der, welchen sie angaben, leugnete, so bot man noch mehr Propheten auf; stimmte die Mehrheit dem Ausspruch der drei ersten Priester

bei, so durften diese ihrem Opfer den Kopf abhauen und seine Habe unter sich theilen; andernfalls kostete es ihnen selber das Leben. Der König machte mit falschen Propheten überhaupt kurzen Prozess; er liess solche gebunden auf einen mit Reisigbündeln beladenen und mit Ochsen bespannten Karren werfen, das Holz anzünden und die Thiere in die Steppe jagen.

Die Scythen besassen ausser ihren Heerden nichts, was die Habsucht hätte reizen können. Dennoch suchte ein grosser Eroberer sie heim. Der Perserkönig Darius Hystaspis kam auf den Gedanken, auch Scythien seinem Weltreich beizufügen. Er setzte (im Jahre 513 vor Christo) mit einem ungeheuern Heere über den Bosporus, über die Donau und breitete sich wie eine Sturmfluth über das südliche Russland. Aber es erging ihm hier, wie es später Karl XII. und Napoleon I. ergangen ist: erst ein Siegeszug bis tief in das Innere des Landes, dann bei so weiter Entfernung von civilisirten Gegenden bald Mangel an allem Nothwendigen, zuletzt ein trümmervoller Rückzug — das war immer der Verlauf des Unternehmens, Russland von Westen her zu erobern. Denn hier sind nicht bloss Menschen zu besiegen, die stärkeren Feinde sind der ungeheure Raum und die Barbarei des Landes. Den Süden schützt die Steppe, den Norden hüten Sümpfe und Wälder, und in der Mitte der breite Strich fetter schwarzer Erde, der Polen und Russland zu Kornkammern Europas macht, ist bei Regenwetter und im Frühling, wenn der Boden aufthaut, ebenso schwer

zu passiren. Schon in Polen, im Feldzuge von 1807, lernten die Franzosen als fünftes Element hier den Koth kennen; er verbitterte ihrem Kaiser nicht wenig die Freude über den begeisterten Empfang, den ihm die Polen bereiteten. Wie sich sein Heer mühsam durch den knietiefen Schlamm auf den endlosen Ebenen dahin arbeitete, rief Napoleon unmuthig, auf die polnischen Kavaliere deutend: „Und das nennen diese Kerle ein Vaterland!"

Indess was ein Heer nicht kann, das vermag ein ganzes Volk, und den Raum bezwingt die Zeit. So ist es den Nomadenschwärmen, die mit Weib und Kind und mit ihren Viehheerden aus Asien hereinkamen, immer gelungen, in Russland Platz zu greifen. Die Scythen erlagen, als sie mit ihren eigenen Waffen und mit frischerer Barbarenkraft bekämpft wurden. Sie waren das erste Opfer der sogenannten Völkerwanderung, die in den Geschichtstabellen gewöhnlich zum Jahre 375 n. Chr. verzeichnet steht, aber eigentlich schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begonnen hat.

Die Besieger der Scythen waren die Sarmaten, ein Volk, das bis dahin am asowschen Meere nomadisirt hatte. Die Polen, die von diesem Volke abzustammen behaupten, hören es nicht immer gern, wenn man sagt, der Name bedeute soviel wie schlangenäugig [7]); doch ist ja die Auslegung möglich, dass der Blick des Sarmaten je nach den Umständen etwas Bezauberndes oder Fürchterliches habe.

Die Sarmaten waren nun wieder ein eigener Schlag Leute; muthig bis zur Verwegenheit, aber unberechenbar

wie das Meer und unzuverlässig wie Flugsand. Von Autorität hatten sie keine Idee, sondern bei ihnen herrschte in allem und jedem, was man eben eine polnische Wirthschaft zu nennen pflegt. Die Frau ritt wie der Mann auf die Jagd und in den Krieg, und daher rührt die Sage von den Amazonen, einem Volke kriegerischer Weiber, welche sich den grössten Theil des Jahres hindurch ohne Männer behülfen, und deren Sinn so hart sei, dass sie sich die linke Brust abschnitten, um besser den Bogen führen zu können. Soweit trieben es nun zwar die Sarmatinnen nicht, aber sie liebten allerdings die Ungebundenheit mehr, als ihrem Hauswesen dienlich war. Hier wurde die Unsauberkeit noch von der herrschenden Unordnung begünstigt, und niemand befand sich dabei so wohl, wie das Ungeziefer; wenig fruchtete dann, dass der Sarmate diesen Feind selbst mit den Zähnen bekämpfte [8]) — er konnte so viele Läuse nicht vertilgen, als vorhanden waren.

Die Scythen gingen in die Sarmaten auf. Diese aber wurden, nachdem sie eine Zeit lang im südlichen Russland gehaust, von einer neuen Völkerbewegung nordwärts gedrängt, nach den Quellen des Bug und Dnepr, und verschmolzen dort mit den Trümmern älterer Nationen allmählich zu einem grossen Volke, welches zuerst im fünften Jahrhundert nach Christo unter dem Namen der Slawen auftritt.

DIE ERSTEN RURIKS.

Slawische Stämme, reichlich gemischt mit den Ueberresten einer Menge von Völkern, die vordem in den weiten Ebenen vom Ural bis zur Ostsee sich getummelt, insbesondere mit Finnen, hatten im 9. Jahrhundert n. Chr. den grössten Theil des Landstrichs inne, der später Grossrussland hiess und in seiner Ausdehnung ungefähr durch die Städte Altnowgorod, Smolensk, Kursk und Kostroma bestimmt wird. Er umfasst den fruchtbarsten Theil von Osteuropa, und da auf die Stürme der grossen Völkerwanderung hier ein paar Jahrhunderte der Ruhe gefolgt waren, so gedieh seine Bevölkerung zu behäbigem Wohlstand. Aber eins fehlte, was der Slawe zu seinem rechten Wohlsein durchaus nöthig hat, nämlich ein Herr, der ihm imponirt. Man hatte zwar in jedem Dorf einen Häuptling, in jeder grössern Ortschaft einen Knäsen oder Fürsten, der seine Leute hinlänglich zwackte; aber diese Adeligen waren doch nur kleine Despoten und galten ausserhalb ihres Gaues nichts. Uebrigens sehnten diese selbst sich nach einem, der stärker wäre

als sie alle. Das Natürlichste schien, dass sie aus ihrer Mitte sich ein gemeinsames Oberhaupt wählten. Sie hatten es versucht, aber kein Mensch gehorchte dem Gewählten; die Zwietracht wurde nur ärger.

Dazu kam nun, dass von der Ostsee her alljährlich Schwärme von Seeräubern hereinbrachen, die Flüsse hinauffuhren und das Land kreuz und quer durchplünderten.

In dieser Noth wandten die am meisten ausgesetzten Bevölkerungen, die am Ladoga-, am Ilmen- und Peipussee wohnten, ihre hilfesuchenden Blicke eben dahin, von wo die Gefahr kam, nach den Ufern des finnischen Meerbusens. Hier hatte sich ein Haufe von schwedischen und normannischen Abenteurern eingenistet und war weithin der Schrecken aller Bauern und Fischer. Diese schlimmen Gäste nannten sich selbst Waräger, aber bei den benachbarten Finnen hiessen sie Rus, und der letztere Name blieb ihnen. Ihr Haupt war damals ein gewisser Rurik, unter den Piraten seiner Zeit einer der verwegensten, dabei verschlagen wie ein Iltis und stark wie ein Eisbär. Ein solcher Gesell dünkte dem herrenlosen Volke gerade der rechte Mann, es in die Zucht zu nehmen, und so erschien denn eines Tages im Jahre 861 in der Burg des Räubers eine Deputation, ein alter Knäs an der Spitze, küsste Rurik's lange Stiefel und trug ihr Anliegen vor: „Unser Land ist gross und gesegnet, aber keine Ordnung herrscht darin und einer steht da wider den andern; komm denn und regiere uns!“ [9])

Rurik that diesen braven Leuten gern den Willen; mit seiner ganzen Bande rückte er ein, besetzte alle festen Plätze dieser Gegend und schlug seine Residenz in Nowgorod auf. Mit List und Gewalt erweiterte er dann den Kreis seiner Herrschaft; bald umfasste derselbe das ganze Gebiet, welches heute die Gouvernements Pskow, Nowgorod, Petersburg, Estland einnehmen. Seine Unterthanen erhielten nach den Herrschern, die sie sich gegeben, den Namen Russen und bildeten jetzt zum ersten Male ein Staatsthum; denn sie hatten nun einen Herrn.

So wird die Gründung des russischen Reichs von den russischen Berichterstattern dargestellt; es ist indess wahrscheinlich, dass man sich den Warägern keineswegs aus freiem Entschlusse unterwarf. Sie waren ja damals die Geissel von ganz Osteuropa, und bis nach Konstantinopel hin zitterte man vor ihnen. In ihren kleinen Schiffen fuhren sie von der Ostsee her die russischen Flüsse hinauf, trugen dann ihre Boote über die Wasserscheide nach dem Dnepr und gelangten auf demselben ins schwarze Meer. Die griechischen Kaiser wussten sich ihrer nicht anders als mit Geld zu erwehren; den Slawen, die ihnen erreichbar wohnten, blieb nur übrig, sich bedingungslos zu ergeben.

Diese Eroberer bildeten anfangs eine eigene, die herrschende, Kaste im Reiche; sie waren die Krieger, die Beamten; sie hielten es für ihr Recht, dass das Oberhaupt des Staates zu Bojaren, das ist zu Offizieren und

Würdenträgern nur Stammesgenossen, nur Waräger, erhob. Da ihren Ansprüchen indess eben so sehr das Interesse des Grossfürsten, wie der Vortheil der Unterthanen entgegenstand, und ihre Anzahl verhältnissmässig nur gering war, so vermochten sie auf die Dauer nicht ihre Vorrechte zu behaupten und verschmolzen allmählich mit dem übrigen Volke. Unter den friedlichen Geschäften behagte ihnen am meisten der Handel; sie unternahmen als Kaufleute jetzt eben so kühne Reisen, wie früher als Seeräuber. Beliebt war bei ihnen besonders die Fahrt auf die Märkte der Bulgaren an der untern Wolga. Die warägischen Schiffe gingen dorthin aus dem schwarzen und asowschen Meer den Don hinauf bis zu seinem Knie und wurden dann nach dem Knie der Wolga hinübergetragen; oder sie kamen auch aus dem Innern Russlands unmittelbar die Wolga herab. Im Jahre 922 besuchte ein arabischer Gelehrter, Ibn Foszlan, das Land der Bulgaren, und unter den Handelsleuten vieler Nationen, die er hier traf, fielen ihm die Waräger ganz besonders auf. Er entwirft von diesen Gründern des russischen Reiches folgendes Bild:

„Ich sah die Russen, wie sie mit ihren Waaren sich am Flusse Itil (Wolga) gelagert hatten. Nie sah ich Leute von mächtigerem Körperbau; sie sind hoch wie Palmbäume und haben eine rosige Haut. Manche von ihnen lassen sich den Bart scheeren, andere tragen ihn in Zöpfe gedreht, wie man mit den Mähnen der Pferde zu thun pflegt, noch andere färben ihn safrangelb. Ihre

gewöhnliche Tracht ist nicht der Kaftan, sondern ein grobes Gewand, welches um eine Seite so herumgeworfen wird, dass eine Hand frei bleibt. Jeder führt eine Axt, ein Messer und ein Schwert bei sich; ohne diese Waffen sieht man sie niemals. Ihre Schwerter sind breit, wellenförmig gestreift und von europäischer Arbeit. Auf der einen Seite derselben befinden sich von der Spitze bis zum Griff mancherlei Figuren, besonders Bäume, dargestellt. Die Weiber tragen auf der Brust eine kleine Büchse von Eisen, Kupfer, Silber oder Gold, und an dem Büchschen hängt vermittelst eines Ringes ein Messer. Um den Hals tragen sie goldene oder silberne Ketten. Wenn der Mann nämlich zehntausend Dirhem*) besitzt, so lässt er seiner Frau eine Kette machen; hat er zwanzigtausend, so bekommt sie zwei Halsketten, und so fort. Daher erblickt man an dem Halse einer russischen Frau oft eine ganze Menge Ketten. Ihr grösster Schmuck indess besteht aus Halsbändern von grünen Glasperlen, und sie sind darauf so versessen, dass sie für eine einzige solche Glasperle einen Dirhem bezahlen.

Wenn sie hier ankommen, so legen sie ihre Schiffe im Itil vor Anker und bauen sich an dessen Ufern grosse Häuser von Holz. In so einem Hause leben ihrer zehn oder zwanzig, auch mehr, zusammen; doch hat jeder von ihnen eine Ruhebank für sich, auf welcher er mit

*) Arabische Silberstücke. Zehntausend Dirhem betrugen nach unserm Gelde etwa 1500 Thaler.

seinen Mädchen und mit den Sklavinnen, die er zum Verkauf bringt, sitzt und sich vergnügt. Scham kennen sie nicht. Die Russen sind überhaupt die unsaubersten Menschen, die Gott geschaffen hat, und gleichen wilden Eseln. In einer und derselben Schüssel und mit einem und demselben Wasser wäscht und kämmt sich die ganze Bewohnerschaft eines Hauses.

Ihre Nahrung besteht aus Brot, Fleisch, Zwiebeln, Milch und berauschenden Getränken. Sie sind dem Trunke so ergeben, dass oft unter ihnen einer mit dem Becher in der Hand stirbt.

In der Nähe ihres Lagerplatzes stehen hölzerne Götzenbilder, ein grosses und darum mehrere kleine; die letzteren sollen die Frauen und die Kinder jenes grossen Götzen bedeuten. Gleich nach seiner Ankunft begiebt sich nun der russische Kaufmann zu dieser Stätte, wirft sich vor der grossen Holzfigur nieder und spricht: „O Herr! ich bin aus fernem Lande gekommen, führe so und so viele Mädchen mit mir und von Zobeln so und so viele Felle," und wenn er so alle seine Handelswaare aufgezählt hat, fährt er fort: „Dir hab ich dieses Geschenk gebracht!" legt dann seine Opfergabe vor den Götzen hin und sagt: „ich wünsche, du bescherest mir einen Käufer, der brav Gold- und Silberstücke hat, der mir abkauft alles, was ich anbiete, und der mir in keiner meiner Forderungen zuwider ist!" Nach diesem Gebet empfiehlt er sich. Wenn nun sein Handel schlecht geht, so kommt er wieder zu dem Götzen und bringt ein

zweites und ein drittes Geschenk. Und wenn auch dies nicht hilft, so wendet er sich nach einander an die kleinen Götzen mit seinen Gaben und bittet sie demüthig um Fürsprache. Hat er Glück im Geschäft, so sagt er: „Mein Herr hat mein Begehr erfüllt. Jetzt ist es meine Pflicht ihm zu vergelten.“ Darauf schlachtet er eine Anzahl Rinder und Schafe, giebt einen Theil des Fleisches an die Armen, trägt den Rest zu jenen Götzenbildern und hängt die Köpfe der geschlachteten Thiere auf Pfähle, die zu diesem Zwecke dort errichtet sind. In der Nacht aber kommen die Hunde und verzehren das Dargebrachte. Dann ruft der Geber freudig: „Mein Herr hat an mir Wohlgefallen; er hat mein Geschenk verzehrt.“

Wird einer von ihnen krank, so schaffen sie ihn in ein entfernt von ihrem Lager aufgeschlagenes Zelt, lassen ihm etwas Brot und Wasser zurück und bekümmern sich weiter nicht um ihn. Stirbt er, so verbrennen sie den Leichnam; nur wenn der Todte ein Sklave war, so bleibt er den Hunden und Vögeln zur Beute.

Ertappen sie einen Dieb oder Räuber, so legen sie ihm einen dauerhaften Strick um den Hals und knüpfen ihn an einen Baum; dort hängt er, bis er durch Wind und Regen aufgelöst in Stücke zerfällt.

Die Ehre, welche die Russen einem freien Verstorbenen erweisen, besteht darin, dass sie ihn verbrennen: den Armen ohne viel Umstände in einem Holzkahn, den Reichen und Vornehmen aber mit grosser und mannig-

facher Feierlichkeit. Zu der Zeit, als ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, starb gerade eines ihrer Oberhäupter. Das erste, was sie thaten, war, dass sie seine Hinterlassenschaft in drei Theile sonderten. Ein Drittel legten sie für die Familie des Verstorbenen bei Seite, ein anderes verwendeten sie, um ihm prächtige Kleiderstoffe zu kaufen, aus denen sie ihm den Leichenanzug nähen liessen; für das letzte Drittel kauften sie sich berauschende Getränke. Sodann wurden die Knechte und Mägde des Todten zusammenberufen und es hiess nun: „Wer von euch will mit ihm sterben?“ Eins der Mädchen antwortete: „Ich.“ Nachher hätte die Unbesonnene ihr Wort gern zurückgenommen; allein es war zu spät. Sie wurde zweien Mädchen anvertraut, die sie auf Schritt und Tritt bewachen mussten. Uebrigens ergab sie sich bald in ihr Schicksal, trank sich täglich einen kleinen Rausch, sang und schien fröhlich und vergnügt.

Das Anfertigen der Leichengewänder und überhaupt die meisten Dienste bei der ganzen Zurüstung besorgte ein altes, hexenhaft aussehendes Weib; die Russen nennen es den Todesengel. Als dies Weib nach zehn Tagen seine Schneiderarbeit beendigt hatte, machten sich die Genossen des Verstorbenen an ihr Werk. Sie zogen sein Schiff ans Land und stellten es auf ein Gerüst von Pfählen; ringsum errichteten sie hölzerne Götzenbilder. Dann schlugen sie im Schiffe ein Zelt auf, setzten eine Ruhebank hinein, und das alte Weib, der Todesengel, belegte dieselbe mit wattirten, gesteppten Tüchern, mit Kopf-

kissen, deren Ueberzug von griechischem Goldstoff war, und mit einer Bettdecke von demselben Stoffe. Darauf begaben sich die Männer an den Ort, wo die Leiche vorläufig verwahrt worden. Es war eine Grube im Felde, überdacht von Brettern und mit Erde beschüttet; hier hatten sie den Todten hineingesetzt und ihm auch Getränke, Früchte und eine Laute mitgegeben. Jetzt nahmen sie alles dieses heraus, zogen der Leiche Unterbeinkleider, Oberhosen, Stiefel und Wamms an, bekleideten sie dann noch mit einem langen Rock von Goldstoff mit goldenen Knöpfen und setzten ihr eine goldstoffene, mit Zobel verbrämte Mütze aufs Haupt. Hierauf trugen sie den Todten zum Schiffe und legten ihn dort im Zelte auf das Ruhebett; neben ihn seine Waffen, vor das Bett einen Krug mit Wein und Schüsseln voll Früchte, Basilienkraut, Brot, Fleisch und Zwiebeln. Sodann ergriffen sie einen Hund, hieben ihn in Stücke und warfen dieselben in das Schiff; ebenso thaten sie mit einem Hahn, einem Huhn, zwei Ochsen und zwei Pferden. Die Pferde jedoch wurden, bevor man sie schlachtete, so lange herumgejagt, bis sie von Schweiss troffen.

Unterdessen war das Mädchen, welches sich dem Tode geweiht, im Lager auf und abgegangen und bald hier, bald da zu einem Kaufmann in sein Zelt oder Haus getreten. Wer sie umarmt hatte, sprach dann zu ihr: „Sag' deinem Herrn, nur aus Liebe zu ihm habest du mit mir der Liebe gepflogen.“

Jetzt aber nahte der furchtbare Augenblick der

Opferung. Unweit des Schiffes hatte man eine hölzerne Wand, in der Gestalt eines verschlossenen Thores, errichtet. Hieher brachte man das Mädchen, liess es mit den Füssen auf die flachen Hände zweier Männer steigen und hob es so an der Wand empor, bis es mit dem Kopfe hinüberragte. „Was siehst du?“ riefen sie hinauf. „Ich sehe meinen Vater und meine Mutter,“ antwortete die Magd.

Man liess sie nun herunter, um sie von neuem hinaufzuheben, und fragte wieder: „Was siehst du?“

„Ich sehe alle meine verstorbenen Anverwandten zusammensitzen,“ war die Antwort.

Zum dritten Male wurde sie herab und hinaufgehoben und befragt. „Jetzt sehe ich meinen Herrn. Er sitzt im Paradiese. O das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind Knechte und Knaben. Er ruft mich; so bringt mich denn zu ihm!“

Man führte sie nun zum Schiffe. Dort zog sie ihre Armbänder und ihre Beinringe ab und gab die Armbänder dem Todesengel, die Beinringe den Töchtern des Todesengels, das heisst den beiden Mädchen, die sie bewacht hatten. Dann hob man sie auf das Schiff. Ringsherum standen die Männer, viele davon mit Schilden und Stöcken in den Händen, andere mit gefüllten Trinkbechern. Man reichte ihr einen Becher; sie nahm ihn, sang ein Lebewohl und leerte ihn. Aber sie zögerte noch. Ein zweiter Becher wurde ihr gereicht. Sie stimmte ein neues und langes Abschiedslied an. Da be-

fahl ihr das alte Weib, sich zu beeilen, dass sie in das Zelt komme. Das Mädchen aber war bestürzt und unentschlossen. Die Alte machte nun dem Schwanken ein Ende, packte das arme Opfer und zog es mit sich ins Zelt hinein, während draussen die Schildträger mit den Stöcken auf die Schilde schlugen und durch ihren Lärm jeden Jammerlaut übertönten. Zugleich traten sechs Männer in das Zelt, machten sämmtlich sich mit dem Mädchen zu schaffen, und streckten es dann an die Seite des Todten. Darauf ergriffen ihrer zwei es bei den Füssen, zwei bei den Händen und zwei zogen einen Strick an, den die Alte der Magd um den Hals gelegt. Der Todesengel schwang nun ein grosses breitklingiges Messer und stiess es dem Opfer in die Brust, und die Männer würgten dazu mit dem Strick, bis das Leben erlosch.

Die Mörder verliessen jetzt das Schiff. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen aber entkleidete sich, nahm dann eine brennende Fackel und ging rückwärts nach dem Schiffe, welches er in solcher Stellung in Brand steckte. Nun warfen auch alle Uebrigen brennende Spähne in das Schiff, ein Wind erhob sich und rasch verzehrte die Flamme Schiff und Zelt und alles, was darin war.

Mir zur Seite stand ein Russe, der sagte jetzt etwas zu meinem Dollmetscher. Ich fragte diesen, was der Russe geredet, und erhielt die Antwort: „„Ihr Araber seid doch ein dummes Volk. Ihr nehmt den, der euch

der geliebteste und geehrteste unter den Menschen ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die Maden und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so dass er unverzüglich und sonder Aufenthalt ins Paradies eingeht.““ Dann brach er in ein wildes Gelächter aus und setzte hinzu: „„Seines Gottes Liebe zu ihm macht, dass schon der Wind weht und ihn in einem Augenblicke wegraffen wird!““

Und in der That, es verging keine Stunde, so war Schiff und Mädchen mit dem Verstorbenen zu Asche geworden.

Nun errichteten sie auf der Brandstätte einen runden Erdhügel, stellten darauf einen Klotz von Buchenholz und beschrieben denselben mit dem Namen des Todten und mit demjenigen ihres Königs. Dies war das Ende der Feier. —

Auch bei Hofe in Russland herrschen seltsame Sitten. Es befinden sich bei dem Könige in seiner Burg stets vierhundert der tapfersten und zuverlässigsten von seinem Gefolge, die mit ihm zu sterben oder für ihn ihr Leben zu opfern bereit sind. Jeder derselben hat ein Mädchen, das ihn bedient, ihm Kopf und Hände wäscht und Essen und Trinken bereitet; ausserdem hat er noch ein Mädchen bei sich, welches ihm die eheliche Pflicht erweist. Diese vierhundert Krieger sitzen unten an des Königs Hochsitz. Das ist eine lange Tribüne, thronartig geschmückt und mit kostbaren Edelsteinen verziert; auf dieser ruht der König inmitten von vierzig Mädchen.

Zuweilen vergnügt er sich wohl mit einer der Schönen in Gegenwart des Hofstaats. Von seinem Hochsitz steigt er nicht herunter; hier befriedigt er alle seine Bedürfnisse. Will er ausreiten, so führt man ihm sein Pferd bis zum Hochsitz hin, von wo er es besteigt; und kehrt er heim, so reitet er so nahe an denselben, dass er auf ihn wieder absitzen kann.“ [10])

So weit der Bagdader. Man ersieht aus seinem Bericht, dass die russischen Waräger in der Kultur vor den alten Scythen und Sarmaten eben nicht viel voraus hatten. Aber eine gewisse staatenbildende Kraft war ihnen, wie allen Normannen eigen, und diese Fähigkeit hatten sie in dem weiten slawischen Lande, welches sie erobert, mit Glück angewandt.

Nach dem Gründer des Reiches hat man die ganze Dynastie, welche von ihm abstammt, die Ruriks genannt. Sie ist von längerer Dauer gewesen, als irgend eine andere Dynastie der Welt; denn sie währte über siebenhundert und dreissig Jahre, erlosch erst 1598. Und was noch merkwürdiger, man gewahrt an ihr durchaus nicht, wie an den meisten alten Geschlechtern, ein allmähliches Versiegen der geistigen und körperlichen Begabung, sondern sie zeigt ein fort und fort wechselndes, doch mässiges Auf- und Niederwogen der Lebenskraft. Sie hat gegen ihr Ende, wie in der Mitte und am Anfang ihres Bestehens, tüchtige Männer hervorgebracht. Dies ist vielleicht eine Folge des Umstandes gewesen, dass sie ihr Blut immer wieder durch Mesalliancen, durch

Verbindungen mit den Töchtern des Landes auffrischte. Auch hat man es mit der Echtheit der Abstammung in Russland nie so genau genommen wie anderwärts. Gar oft stieg dort ein Grossfürst, ein Zar auf den Thron, von dem jeder wusste, dass er nur dem Namen nach der Sohn seines Vaters war — ein Beweis, dass der Russe dem Zaren nicht darum gehorcht, weil er der Sprössling einer bestimmten Familie, sondern weil er einmal Zar ist. Er nimmt den Herrn hin, wie der Türke das Fatum.

Das erste Lebenszeichen, welches der junge russische Staat von sich gab, war ein Angriff auf Konstantinopel. Diese Stadt, durch die Gunst ihrer Lage an der Schwelle zweier Erdtheile und durch ihre historischen Erinnerungen zum Mittelpunkt einer Weltmacht bestimmt, war damals die Hauptstadt des byzantinischen Kaiserthums, eines Reiches, welches Schätze genug besass, um unaufhörlich Feinde anzulocken, aber kein mannhaftes Volk, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. So war die Fahrt nach Byzanz oder Mikelgard (Grosstadt), wie sie es nannten, frühzeitig bei den nordischen Seeräubern sehr beliebt, und die Gefahr für die Griechen wuchs, als die Waräger 864 sich auch Kiews bemächtigten, welches von Ruriks Nachfolger, dem Grossfürsten Oleg, seinem Reiche einverleibt wurde.

Denn jetzt drohte Russland nicht mehr mit blossen Räuberbanden, es entsandte die Heere eines grossen Staates gegen seine Nachbarn; und wie Rom vor den

Königen der Deutschen, so hat Byzanz seitdem mehr als einmal vor dem Zaren gezittert. Oleg selbst trat den ersten Zug nach dem Rom des Orients an; er bezwang es 907 mit leichter Mühe, und er schrieb dem griechischen Kaiser Bedingungen vor, die auf eine dauernde Abhängigkeit hinzielten. Denn Kaiser Leo musste Tribut zahlen und geloben, jeden russischen Gesandten in Konstantinopel auf seine Kosten zu unterhalten, auch jedem russischen Kaufmann, der durch seine Geschäfte dorthin geführt würde, sechs Monate lang Lebensmittel zu reichen und ihn bei der Abreise mit allem Nöthigen zu versorgen.

Indess, die Russen haben aus Byzanz nicht allein Beute und Ehre geholt; ihre Verbindung mit dem byzantinischen Reiche hat ihnen auch eine höhere, die christliche Kultur gebracht. Von dort kam ihnen das Evangelium, von dort die erste Unterweisung in allen Künsten und Wissenschaften der gebildeten Welt.

Die christliche Religion hat überall zuerst bei den Frauen Eingang gefunden. Auch unter den Ruriks geschah die erste Taufe an einer Frau; es war Olga, Wittwe des Grossfürsten Igor, welche im Jahre 957 von Kiew, jetzt der Residenz der Ruriks, nach Konstantinopel reiste, um sich dort taufen zu lassen. Sie erhielt als Christin den Namen Helena und wird von der griechischen Kirche als Heilige verehrt. Sie ist auch als weise Regentin bekannt, wie sie denn das barbarische *jus primae noctis* in Russland abschaffte.[11])

Aber in ihrem Hause lebte noch zu viel von dem alten Warägersinn, als dass die Männer auf das Beispiel einer Frau hin ihren alten Göttern hätten entsagen sollen. Erst ihr Enkel Wladimir that diesen Schritt, wofür er denn ebenfalls kanonisirt worden ist.

Der heilige Wladimir war eigentlich ein grosser Bösewicht; er hatte seinen Bruder ermorden lassen und gegen seine zahlreichen Frauen verfuhr er mit der Grausamkeit eines Blaubarts. Auch geschah es aus sehr weltlichen Gründen, dass er die Taufe annahm. Doch scheint er nun wirklich in sich gegangen zu sein; wenigstens behaupten seine Glaubensgenossen: „Er war ein grausamer Tyrann, ein listiger Betrüger und ein Kain; aber als er in den Bund der Christenheit eintrat, da erwachten in ihm die Regungen eines milden Herzens, Gottesfurcht und Menschenliebe.“

Ein grosser Fürst war er auf jeden Fall; er hat mit den Waffen sein Reich bis zu den Karpathen und bis zur Krim ausgedehnt; er hat die übermüthigen Waräger mit Hilfe seiner slawischen Truppen bezwungen und die Widerspänstigsten aus dem Lande gejagt; und vor allem er hat Russland in die Reihe der Kulturstaaten eingeführt, indem er seine Völker zum Christenthum bekehrte. Er befestigte hiedurch zugleich den Thron auf das stärkste; denn die russische Kirche ist eins der hauptsächlichsten Mittel gewesen, durch welche die Zaren ihr Staatswesen im Innern einheitlich und fügsam und nach aussen furchtbar gemacht haben. Wladimir begriff oder ahnte doch

diese bedeutenden weltlichen Vortheile, während seine Gesandten, die er nach Konstantinopel geschickt, um daselbst an Ort und Stelle den Nutzen des christlichen Glaubens zu erkunden, ihm von der Pracht jenes Gottesdienstes, von der herrlichen Hagia Sophia, dem grössten und schönsten Tempel der Welt, und von dem reichgeschmückten Hofstaat des christlichen Kaisers erzählten.

Der Grossfürst wollte mit dem Glanz des Siegers in die neue Gemeinschaft eintreten. Er überzog die Heiden der Krim mit Krieg und eroberte Cherson. Hier liess er sich im Jahre 988 von griechischen Priestern taufen. Die Freude in Byzanz war gross, doch sie blieb nicht lange ungetrübt. Denn der alte Täufling verlangte jetzt die Hand der jungen und schönen Prinzessin Anna, der Schwester des Kaisers. Man gab sie ihm, weil er an der Spitze eines siegreichen Heeres stand, und er versprach dagegen, dem Christenthum treu zu bleiben.

Anderwärts in Europa hat erst die christliche Geistlichkeit das göttliche Recht der Könige gelehrt; in Russland fand sie es als einen Glaubenssatz des Volkes bereits vor. Wie viel Blut kostete bei den Germanen, den Wenden, den Preussen die Bezwingung des Heidenthums! in Russland handelte es sich lediglich darum, den Herrscher zu bekehren. Nachdem der Grossfürst getauft worden, verstand es sich von selbst, dass die Russen nun allesammt ebenfalls Christen wurden; denn ihr Herr befahl es. Erschrocken und betrübt sahen die Bewohner von Kiew, wie Peruns Bild, der grosse Götze mit dem

silbernen Kopf und goldenen Schnurrbart, mit Keulen geschlagen, an den Schweif eines Pferdes gebunden und in den Dnepr gestürzt wurde. Traurig vernahmen sie des Grossfürsten Gebot, alle Götterbilder auszuliefern und sich zur Taufe zu stellen. Sie weinten und heulten, aber sie gehorchten. Jammernd brachten sie die Götzen herbeigeschleppt und warfen sie in den Fluss, und unter Wehklagen stiegen sie dann in das Wasser und sammelten sich um die Flösse, auf denen die griechischen Priester die Taufgebete ablasen. Mit Thränen und unwillig, doch ohne Widerstand empfing das Volk die Taufe.

Uebrigens sorgte Wladimir, soviel er konnte, auch für die Belehrung der Russen. Er errichtete Kirchen und geistliche Schulen, und seine Nachfolger bauten an seinem Werke weiter. Berühmt ist unter den ältesten Stiftungen dieser Art das Höhlenkloster (Petscherski) bei Kiew. In der Waldesstille, die es umgab, ist das Beste erblüht, was das alte Russland an Kunst und Gelehrsamkeit besass.

Die Liebe, die Verzeihung, welche das Christenthum predigt, wurde von dem neubekehrten Grossfürsten anfangs missverstanden; er glaubte, diese Religion mache ihm die Aufhebung der Todesstrafe zur Pflicht, und er gab daher ein Gesetz, welches auch dem ärgsten Mörder fortan sein Leben verbürgte. Die Folge war natürlich, dass sich die Mordthaten sehr vermehrten, und dass man wieder zur Blutrache griff, weil der Staat die Sühnung

nicht mehr gewährte, welche die Familie als ein Naturrecht verlangen darf. Wladimir sah sich denn auch nach einiger Zeit genöthigt, jene Strafe wieder einzuführen. Gleichwohl wiederholte einer seiner nächsten Nachfolger den Versuch; doch mit dem nämlichen Misserfolge, und Wladimir II. sprach dann in Bezug auf dieses Schwanken in seinem letzten Willen (1125) sterbend die Mahnung aus: „Glaubt mir, meine Kinder! Menschenblut zu schonen ist zwar eine Tugend; aber durch Milde einen Schuldigen der Strafe zu entziehen ist an einem Regenten viel schädlicher als Grausamkeit."

Dagegen begann die wahre christliche Moral auf allen Gebieten des Lebens auch in Russland ihren wohlthätigen Einfluss zu üben, und besonders die Ehe wurde nun eine edlere, überhaupt die Stellung der Frau eine würdigere.

Der gemeine Mann, besonders der Bauer, hielt es freilich insgeheim noch lange mit den alten Göttern. Zwar in Russland war ihre Stätte nicht mehr; aber bei den benachbarten Littauern und Preussen da wurden sie oder ihresgleichen noch verehrt; dort konnte man noch ihren Willen erfahren und durch fromme Gaben ihren Beistand gewinnen.

Wer den Niemen hinabfuhr, gewahrte zur Linken, bevor der Fluss sich in seine Mündungsarme theilt, eine vielbetretene Strasse, die in das Land, in den preussischen Gau Nadrauen hineinführte; folgte er ihr, so gelangte er in zwei Tagemärschen an einen alten Eichen-

wald. Hier wehrten ihm die Eingebornen den Weg; aber hier war auch das Ziel der Reise erreicht, wenn er kam, um die Götter an ihrem Sitze aufzusuchen. Denn hier lag das weitberühmte heilige Romowe, der Ort, welcher den Mittelpunkt des Glaubens für alle die Völker bildete, die zwischen der Düna und der Weichsel, zwischen dem Narew und der Ostsee wohnten.

Am Saume des Waldes erstreckte sich auf der einen Seite weithin ein stattliches Dorf; auf der andern Seite, wo der Boden sich zu einem breiten Hügel erhob, sah man eine Anzahl von Häusern aus Feldstein, welche ringförmig ein burgähnliches Gebäude umgaben. Hier erblickte der Eintretende die reichste Fülle des Wohlstandes, in den Gemächern kostbares Geräth, in den Ställen die schönsten Pferde. Dies waren die Häuser der Priester von Romowe.[12]) Sie selbst erschienen dem Pilger fast wie die christlichen Mönche in seiner fernen, russischen Heimath. Denn ihre Tracht war eigenthümlich und gleichmässig, und von ihren Wohnungen blieb jedes weibliche Wesen ausgeschlossen. In der That hatten die Waidelotten — so nannte hier der Heide seine Priester — ganz klösterliche Satzungen, und vor allem war ihnen, ausser dem Gehorsam gegen den Oberpriester, auch das Gelübde der Keuschheit auferlegt. Es gab ihrer in jedem Gau, fast in jedem Dorfe; sie waren die Aerzte, die Wahrsager und die Seelsorger des Volkes. Man zog sie zu den Berathungen der Häuptlinge, und man befragte sie in jeder Familie. Sie standen an dem Bette des

Kranken, und wenn er starb, so verkündeten sie sein Lob, seinen Einzug in das Jenseits, und leiteten die Verbrennung und Bestattung des Leichnams. Aber sie alle gehorchten einem Willen, dem Worte des Oberpriesters, der in Romowe, neben dem Hain der Götter wohnte. Er hiess der Kriwe und war in der Regel ein vom Alter gebeugter Greis. Denn immer nur der Aelteste aus seinem Geschlecht wurde von den Waidelotten zu dieser Würde erwählt. Seinem Befehle gehorchten auch die Häuptlinge. Wen er mit seinem Krummstabe, der Kriwule, oder mit einem andern bekannten Abzeichen entsandte, der wurde nicht bloss in Preussen, sondern auch bei den verwandten Völkern, bei den Kuren, Letten, Littauern, wie ein Bote des Himmels aufgenommen, und der Weisung, die er überbrachte, musste sich auch der Mächtigste fügen. So haben auch die baltischen Heiden ihren Papst gehabt.[13])

Die Ehrfurcht, die man vor ihm hegte, verstärkte der Kriwe dadurch, dass er sich dem Volke nur selten zeigte. Von allen Enden der heidnischen Welt kamen die Pilger, um von ihm Orakelsprüche einzuholen; aber er antwortete meistens nur durch den Mund seiner Diener, der Waidelotten. Auch der Zutritt zu dem heiligen Haine, in welchem die grossen Götterbilder standen, war für gewöhnlich den Priestern vorbehalten. Hier waltete der Kriwe und versah im Allerheiligsten seinen Dienst. Nur bei den hohen Opferfesten wurde das Volk hier zugelassen, um mit eigenen Augen seine Götter an-

zuschauen, vor ihnen anzubeten und den Segen des Kriwen zu empfangen. Da stand eine riesenhafte Eiche, deren Aeste einige Klafter hoch über dem Boden so zusammengewachsen waren, dass sie drei Nischen bildeten. In diesen Nischen ragten die Bilder der drei obersten Götter; in der mittleren die Gestalt eines bärtigen Mannes mit Feuerflammen um das Haupt und im Antlitz wilden Zorn — das war Perkunos, der Donnergott. Ihm zur Linken das Bild eines freundlichen Jünglings mit einem Aehrenkranz im Haar — Patrimpos, Gott der Freude und des Glückes. Zur Rechten aber starrte Pakollos,[14]) der bleiche greisenhafte Gott des Todes. Am Fusse der Eiche brannte auf einem mächtigen Opfersteine ein ewiges Feuer, welches den Göttern zu unterhalten die vornehmste Pflicht des Kriwen war.

Jahrhunderte lang hat man in Romowe geopfert und Orakel geholt, während in Polen und Russland längst das Christenthum eingeführt war. Erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als das preussische Volk nach dreiundfünfzigjährigem Ringen den deutschen Ordensrittern und Kreuzfahrern erlag, hatte auch das heimliche russische Heidenthum den letzten Rückhalt verloren. Zwar that sich nun in Littauen ein neues Romowe auf, aber es gedieh zu keinem rechten Ansehn; die beste Kraft des Götzendienstes war dahin. Und so geschah es, dass die Littauer, als im Jahre 1386 ihr Grossfürst Jagiello, um die Hand der Erbin Polens zu erhalten, sich taufen liess, der Bekehrung keinen Wider-

stand entgegensetzten. Sie nahmen vielmehr ganz gern die schönen weissen Röcke, die der Grossfürst den Täuflingen schenkte, und die heilige Handlung ging ohne Störung von statten. Die polnischen Priester verfuhren übrigens hiebei sehr summarisch. Die Littauer wurden zu vielen Tausenden an die Flüsse befohlen, und hunderte hier in einem Zuge getauft. Die so zusammen Getauften erhielten demnach einen und denselben christlichen Namen, so dass in einem Dorfe die Männer sämmtlich Peter, in einem andern Paul oder Jakob hiessen.

Ausgerottet war damit das Heidenthum nicht; es verkroch sich nur tiefer und lebt als Aberglaube noch hie und da in dem unwissenden Volke. Von seinen Gebräuchen behauptete sich in Littauen und Russland am längsten der Schlangenkultus. Noch im sechzehnten Jahrhundert war es dort bei vielen Landleuten üblich, sich in einem abgelegenen Winkel des Hauses eine Schlange zu halten; der Bauer hegte und pflegte sie, weil er überzeugt war, sie bringe ihm Glück, und es könne ihm das Schlimmste zustossen, wenn er sie vernachlässige oder gar tödte.[15])

Uebrigens haben sich in Russland weit ärgere Dinge dieser Art aus uralter Zeit vererbt. Die Sekte der Skopzen, die sich selbst verstümmeln, um geschlechtslos und dadurch heiliger zu werden, ist nichts als ein Rest asiatischen Heidenthums, welches schon bei den Scythen am Dnepr und Don sich Eingang zu verschaffen suchte.

Damals hiessen solche Schwärmer Priester der Cybele und sie waren in den griechischen Städten am schwarzen Meere wohlbekannt. Die Idee, aus welcher ihr Wahnwitz entsprang, nahm später die Form der christlichen Ascese an. Nun können dergleichen Tollheiten selbst in einem verhältnissmässig leicht zu beaufsichtigenden Lande im Stillen unglaublich lange Zeit bestehen, wie denn in Böhmen die Sekte der Adamiten, welche dort im fünfzehnten Jahrhundert ihr Unwesen trieb, wenn man der Volksstimme Glauben schenkt, noch vor wenigen Decennien nicht vollständig ausgestorben war. In Russland aber giebt es der Schlupfwinkel und Hinterthüren unzählige, und in seinen ungeheuern Räumen kann allerlei Unkraut ungesehen oder doch unbehelligt fortwuchern. Denn, wie der Russe sagt: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit.“

Was wir im Staats- und Gesellschaftswesen mittelalterlich nennen, hat es in Russland eigentlich nie gegeben. Dort, wo der Fürst unumschränkt über jeden und über alles gebot, wo die Gesetze von jeher mit den Worten begannen: „Ich euer Herr befehle“ und mit den Worten schlossen: „So will ich es und nicht anders,“ dort konnten Hierarchie und Feudalwesen keine Stätte haben. Die russische Geistlichkeit war reich und angesehen, sie hatte durch ihr Amt und als Trägerin der

Wissenschaft über die Laien ein grosses geistiges Uebergewicht, und sie übte daher auf die Gesinnung und Stimmung der Nation viel Einfluss. Aber dem Herrscher gegenüber war ihre Macht ein Nichts.

Noch weniger durfte es dem russischen Adel beikommen, gegen den Grossfürsten einen eigenen Willen geltend zu machen. Doch er hatte nicht einmal einen solchen; nachdem die Waräger in der scythisch-sarmatischen Masse der Nation untergegangen waren, bewegte kein freier frischer Luftzug mehr den geistigen Dunstkreis, der auf ihr lag. Der Sinn der Bojaren und Knäsen war und blieb sklavisch. Die ersten christlichen Grossfürsten entlehnten dem Abendlande die Ritterfahne des heiligen Georg, des Lindwurmtödters, und erhoben sie zum Reichspanier; aber ein russisches Ritterthum hat sich nie gebildet. Der Edelmann beharrte in seiner Rohheit; er unterschied sich in Bildung, Sitte und Neigung sehr wenig von den Bauern, die vor ihm im Staube lagen, gleichwie er hinwieder die Füsse des Grossfürsten küsste. Uebrigens, wie sollten hochfliegende Ideen in Köpfe gerathen, welche von Jugend auf abwechselnd die Unterthänigkeit und die Trunksucht zu Boden senkten! und wie sollten Leiber sich recht in ein Stahlgewand schicken, welche das Klima den grössten Theil des Jahres hindurch nöthigte, einen Pelz zu tragen! Nein, für glänzende Turniere, für abenteuerliche Ritterfahrten und dergleichen phantastische Dinge war der russische Bojar nicht geschaffen.

Doch blieb das Reich nach Einführung des Christenthums von den Einwirkungen des Zeitgeistes, der in Westeuropa herrschte, nicht völlig unberührt. Der Anblick der zahlreichen Staaten, die dort blühten, bestärkte die Ruriks in einem Entschlusse, den schon die Natur der heimischen Verhältnisse zu rechtfertigen schien. Ihr Reich hatte einen so gewaltigen Umfang, dass es von einer einzigen Stelle aus sehr schwer zu regieren war, zumal bei so mangelhaften Verkehrsmitteln, wie sie damals zu Gebote standen. Sie wendeten daher den Grundsatz der Erbtheilung auch auf den Staat an; doch sollte der Aelteste des Hauses das Haupt der Dynastie sein, dem seine Brüder und Vettern, obwohl in ihren Fürstenthümern souverän, ein moralisches Uebergewicht einzuräumen hätten. Bereits Wladimir der Heilige traf bei seinem Tode (1015) diese Einrichtung, und sie dauerte dann Jahrhunderte lang. Das russische Reich war durch sie dem Namen nach ein Seniorat, in der That aber ein Haufe von selbständigen Kleinstaaten. Bürgerkriege im Innern, Schwäche nach aussen — das waren auch hier die Folgen des Theilwesens. Nur selten glückte es einem kräftigen Grossfürsten, diese Ordnung der Dinge zu durchbrechen und mit Gewalt die Einheit des Reiches wiederherzustellen; aber nach seinem Tode wurde dann doch wieder getheilt. Die Kleinstaaterei war jetzt für Russland die Regel, die Zusammenfassung zur Grossmacht die Ausnahme.

Die glänzendste Ausnahme dieser Art bildet die Re-

gierung Jaroslavs I. (1025—1054); sie gehört zu den schmeichelhaftesten Erinnerungen der Russen. Durch seine glücklichen Waffenthaten gegen die Tschuden oder Finnen in Liefland, gegen die Petschenegen, die Vorfahren der Kirgisen, am Don, gegen die Czazaren am Kaukasus, von denen die Tscherkessen stammen, und selbst gegen die mächtigen Polen erweiterte Jaroslav sein Reich bis auf 50000 Quadratmeilen; es erstreckte sich nun vom Eismeer bis zum Kaukasus und bis zur Bukowina. Der Beherrscher einer solchen Ländermasse musste die Augen der Welt auf sich ziehen, und in der That beginnt unter Jaroslav I. Russlands politischer Verkehr mit dem Westen und die Verschwägerung seiner Dynastie mit den Königen des Abendlandes. Der Hof von Kiew war jetzt die Zufluchtstätte fremder Magnaten; verbannte Prinzen aus Skandinavien, England, Ungarn genossen hier die weltbekannte Gastfreundschaft des Grossfürsten.

Dabei war Jaroslav ein guter Regent. Er liess den ersten russischen Gesetzcodex abfassen und begründete das Gerichtswesen auf die Gesetze. Er zog aus Byzanz Maler, Bildhauer, Baumeister ins Land, er stiftete Schulen und Kirchen und verewigte sich besonders in seiner Residenz durch zahlreiche Prachtbauten.

Einen grossen Theil ihrer Bedeutung verdankte die uralte Stadt Kiew freilich auch ihrer regen und mannigfachen Handelsthätigkeit, die von der Lage des Ortes begünstigt wurde. Denn hier liefen die Hauptstrassen des Reiches zusammen, und nach dem Meere bot der

Dnepr einen Weg, die „griechische Strasse“, die schon in grauer Vorzeit von Handelsschiffen war befahren worden.

Der Russe nennt Kiew das heilige, weil ihm hier zuerst das Licht des Christenthums aufging; er nannte es aber einst auch sein Konstantinopel, so herrlich erschien ihm die Stadt mit ihren vergoldeten Thoren, ihren vierhundert Kirchen und ihren hohen Mauern. Dennoch verlegte einer der Nachfolger Jaroslavs im Jahre 1169 seine Residenz nach der Stadt Wladimir, und seitdem sank Kiews Sonne; sie ging unter in dem Mongolensturm, den das nächste Jahrhundert brachte. Dann wurde Kiew gar dem Reiche entfremdet und kam an Littauen und Polen. Es ist wieder russisch geworden, doch die ehemalige Herrlichkeit kehrte nicht zurück. Allein dem Russen blieb diese Mutter seiner Städte ehrwürdig, er zählt sie in seiner Erinnerung noch immer gern zu den Wunderwerken der Welt. In diesem Sinne zeigte einst die Kaiserin Katharina II., als sie im Winter 1787/8 zu Kiew Hof hielt, den fremden Diplomaten die Stadt und fragte, wie ihnen dieselbe gefalle. Der österreichische Gesandte, Graf Kobenzl, rief begeistert: „Das ist ein remarkabler Anblick!“ Der Gesandte Frankreichs, Graf Ségur, bemerkte fein: „Die Ansicht dieser einst grossartigen Stadt weckt neben den Erinnerungen an die Vergangenheit in den begonnenen neuen Gebäuden Hoffnungen für die Zukunft.“ Der englische Gesandte, Fitz Herbert, sagte sehr trocken: „Das ist ein recht

trauriger Ort, dieses Kiew, wo man nur Ruinen, Klöster und Kutten sieht!“ — *)

Von Kiew hat die russische Kirche ihren Ursprung genommen; aber die Wiege des russischen Staates stand in Nowgorod. Doch ist diese Stadt nicht bloss deshalb von weit höherer politischer Wichtigkeit gewesen; sie besitzt eine eigene grosse Geschichte. Auch um sie hatte Jaroslav I. erhebliche Verdienste; denn wenn der Markt am Wolchow jetzt bald der Mittelpunkt des Handels von ganz Nordeuropa wurde, so verdankte er seine Blüthe den freien Institutionen, welche ihm jener Grossfürst verliehen hatte.

---

*) Wenigstens das Höhlenkloster bei Kiew, und besonders die Höhlen (Petscheren), in welchen die Heiligen, ihrer siebenundvierzig, begraben liegen, wird man immerhin als sehenswerth bezeichnen dürfen. Diese Petscheren sind unterirdische Gänge, die, bald zur Rechten, bald zur Linken sich wendend, siebzig oder achtzig Klafter lang das feste weisslichrothe Erdreich durchsetzen. Der Boden ist mit Ziegeln gepflastert; zu beiden Seiten in den Wänden wölben sich Nischen, in denen die offenen Särge stehen. Aus einem jeden Sarge ragt eine entblösste schwarzbraune Mumienhand hervor; der übrige Körper ist verhüllt; ein Papier an der Wand über dem Sarge zeigt in grossen Buchstaben den Namen des Heiligen an. Hie und da in kleineren Nischen sind auf Schüsseln und unter Glasglocken heilige Hirnschädel zu sehen. Diese thun zuweilen Wunder, indem sie schwitzen und einen Wohlgeruch von sich geben. Auch die Erde hat hier Wunderkraft. Der Russe schabt ein wenig von den Wänden ab und gebraucht diesen Staub als Medicin wider allerlei Krankheiten.[16]) Die Zellen, in welchen die frömmsten Troglodyten gehaust, sind zugemauert, bis auf ein kleines viereckiges Loch, in welches der Besucher das übliche Trinkgeld steckt.

Die Stadt Nowgorod hat lange Zeit eine Rolle gespielt fast wie ein nordisches Venedig. Sie vermittelte den Verkehr zwischen Asien und Europa, und für alle Waaren, die der Westen nach Nord- und Osteuropa sandte, war sie der Hauptstapelplatz. Ihre Kaufleute bahnten sich durch die dunkeln Wälder des Ural den Weg nach Sibirien und wussten ihre Verbindungen bis Persien und Indien auszudehnen; sie machten ihre Geschäfte mit Kiew und mit Wisby, mit Byzanz und Lübeck. Der deutschen Hansa war Nowgorod eng verbündet; unter den fremden Kaufleuten aller Nationen, die sich in Nowgorod angesiedelt, waren die deutschen „Gäste“ bei weitem die zahlreichsten und angesehensten.[17]) Die alte Slawenstadt erhielt durch sie ein halbgermanisches Gepräge; es gab in ihr schon im dreizehnten Jahrhundert ein eigenes Quartier der Deutschen, und eine der ältesten Strassen hiess die preussische. Im vierzehnten Jahrhundert, zur Zeit seiner grössten Macht, zählte Nowgorod eine halbe Million Menschen, und alles Land zwischen dem Ladogasee und dem weissen Meere gehorchte der reichen gewaltigen Stadt. „Wer kann wider Gott und Nowgorod!“ sagt ein altes slawisches Sprichwort. Die Zersplitterung Russlands in einen Staatenbund begünstigte diesen Aufschwung, Nowgorod bildete thatsächlich eine Republik. Dafür war es aber auch die starke Vormauer Russlands gegen die deutschen Schwertritter und gegen die Schweden.

Die Verfassung dieser Handelsstadt war eine Art de-

mokratischer Militärdiktatur. Die Possadniks oder Bürgermeister und ihnen untergeordnet die Tausendmänner oder Bezirksvorsteher waren zugleich Feldherren und Richter, und diese Behörden wurden von den Bürgern gewählt. Der Fürst, ein Rurik, hatte wenig zu sagen; die Stadt beschränkte ihn nach Belieben. Mit grosser Verwunderung berichten daher die russischen Geschichtschreiber: „Die Fürsten und Bischöfe in Nowgorod mussten sich vor das Gericht der Volksversammlung stellen; denn die Nowgoroder glaubten, alle weltliche und geistliche Gewalt gehe von dem Volke aus!“

UNTER DER GOLDENEN HORDE.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu. *Horat.*

Es ist kein Zweifel, dass die Russen einst, das heisst etwa vor achthundert Jahren, in der Kultur hinter den Deutschen keineswegs zurückstanden. Später sind sie in so weiter Entfernung zurückgeblieben, dass der Deutsche sie Barbaren nennen durfte. Ein ähnliches Schauspiel bieten in den Schulen manche Knaben; anfangs, wo es sich um die Elemente des Wissens handelt, halten die Fleissigen alle ziemlich gleichen Schritt; erst in den höheren Stadien des Unterrichts, wenn die Ideen hervorbrechen sollen, macht sich der grosse Unterschied ihrer Begabung geltend.

Allein es wäre ungerecht, den geringen Fortschritt der russischen Kultur einzig auf Rechnung der Nationalität zu schreiben; dieses Volk hat es immerhin doch, zumal in politischer Hinsicht, erheblich weiter gebracht, als die andern Slawen. Einen Theil der Schuld trägt vielmehr ein Naturereigniss, welches die Russen, nachdem sie kaum den gebildeten Völkern Europas beigetreten,

auf geraume Zeit von deren Seite riss. Dieses Ereigniss war der Einfall der Mongolen in Russland und was demselben zunächst folgte.

Wie die grossen Pesten, welche von Zeit zu Zeit die Menschheit verheeren, unerklärbar in ihren Gründen und unberechenbar in ihrem Gange sind, so bleiben die Völkerstürme ein Räthsel, die zuweilen im Herzen Asiens ausbrachen und in ungeheuerm Wirbel über Asien und Europa zerstörend dahinfuhren. Kriegsmuth, Raubsucht war den Nomaden Turans und der Mongolei stets eigen, aber sie pflegten ihre wilden Triebe in Grenz- und Stämmekriegen zu vertoben; was bewog sie plötzlich ihren altüberlieferten Hader zu vergessen und einmüthig in unabsehbaren Schwärmen sich auf den Wink eines Einzigen über die civilisirte Welt zu stürzen?

Es geschah im Jahre 1209, dass der Mongole Temudschin, genannt Dschingiskhan, das ist der grosse Khan, an der Spitze von Myriaden wilder Krieger in China einfiel und dieses weite Land im Fluge eroberte. Von hier aus unterjochte er die Reiche Mittelasiens und nachdem Millionen von Menschenleben vernichtet waren, gehorchte ihm der zahlreichste Theil der Menschheit, nämlich alles Volk vom Eismeer bis zum Ganges, von Peking bis zum Kaspisee. Im Jahre 1223 befahl er einem seiner Feldherren, auch die Länder im Westen zu unterwerfen.

Bald kamen, wie Sturmvögel vor dem nahenden Ungewitter oder wie Thiere, welche vor dem Präriefeuer fliehen, über die Ostgrenze Russlands Scharen auf

Scharen flüchtiger Menschen herein; voran die Völkerschaft der Polowzer, sonst schlimme Nachbarn, jetzt mit Jammergeheul um Schutz flehend. Weinend vertheilte ihr Khan sein Vieh und seine Sklaven an die russischen Fürsten und rief: „Heute mir, morgen dir! in wenig Tagen wird es euch Russen ergehen wie uns!“

Die Prophezeiung hatte Grund genug. Russland war damals in mehrere Dutzend von Kleinstaaten zersplittert, und unter seinen Fürsten fand sich keiner, der soviel Geist und Kraft besass, um die andern zu planmässigem gemeinsamen Handeln mit sich fortreissen zu können. Der erste Schrecken brachte sie zwar auf einen Augenblick zur Eintracht; und ein grosses russisches Heer trat den Mongolen entgegen, als sie im Jahre 1224 in Südrussland einrückten; aber schlecht geführt erlag es in einer blutigen Schlacht (am Flusse Kalka, 16. Juni). Ein günstiges Geschick gewährte den Russen noch eine Frist, um sich in bessere Verfassung zur Abwehr eines solchen Feindes zu setzen. Denn die Sieger kehrten nach Asien zurück, und ihre Unternehmungen geriethen bald darauf durch den Tod Dschingiskhans für einige Jahre ins Stocken. Doch die russischen Fürsten benutzten den Wink der Vorsehung nicht; das Reich blieb, wie es gewesen, hauptlos und machtlos. Als Dschingiskhans Sohn Oktai sich anschickte, das Werk des Vaters wieder aufzunehmen, da hatte er mit Russland ein leichtes Spiel.

Dschingiskhans letzter Wille an seinen Nachfolger war gewesen: „Nur mit besiegten Völkern schliesse Frieden!“

und mit dieser Losung kam jetzt Oktai's Feldherr, Batu, über die Wolga herein. Stadt auf Stadt ging hinter ihm in Flammen auf, und ein Fürstenthum nach dem andern wurde von den Hufen der Mongolenrosse zertreten. Ein Fürst von Rjäsan bot Geschenke. „Wozu?“ erwiderte Batu. „Mir als euerm künftigen Herrn gehört ja ohnehin alles, was ihr besitzet. Doch, Fürst Fedor, du hast eine schöne Gattin; führe sie mir zu, so will ich dein Freund sein.“ Fedor verschmähte es, sein Leben um diesen Preis zu erkaufen; er wurde niedergehauen; alle die Seinigen fielen dann im Kampfe, und über die Trümmer der rauchenden Stadt zog der Mongole weiter. Heldenhaft, wenngleich hoffnungslos, vertheidigte sich die Stadt Koselsk, deshalb von den Mongolen die böse Stadt genannt. Der Fürst von Koselsk (so erzählt die Sage) war ein Kind von zehn Jahren; während des Strassenkampfes verschwand er — er war im Blute ertrunken.

Von allen russischen Staaten blieb allein Nowgorod verschont, Dank den dichten finstern Wäldern und den Sümpfen, die es im Süden begrenzten, und die Batu für seine Reitergeschwader undurchdringlich fand. Das Schicksal des übrigen Russlands war nun bei den Mongolen ein Gegenstand der Berathung. Eine Partei schlug vor, Städte und Dörfer zu verbrennen, die Einwohner als Sklaven nach Asien abzuführen und aus Russland einen grossen Weideplatz für die Viehheerden zu machen. Doch siegte die Meinung, dass es vortheilhafter sei, die russische Nation bestehen zu lassen, von ihr regelmässige

Abgaben zu erheben und sie in strenger Unterthänigkeit zu erhalten.

So wurden die Russen die Knechte eines Barbarenvolkes, und man kann nicht sagen, dass sie alles daran gesetzt haben, das schmähliche Joch sobald wie möglich wieder abzuschütteln. Nach Oktai's Tode zerfiel das grosse Mongolenreich in fünf Stücke, mongolisch „Horden“ d. i. Lager[18]) genannt; jede unter einem eigenen Khan oder Fürsten. Auch dasjenige Khanat, welchem nun Russland zugetheilt wurde, das Khanat der sogenannten goldenen Horde, erlitt bald ebenfalls das Schicksal, dass sich von ihm unabhängige Staaten abzweigten; dennoch verharrten die russischen Fürsten auch dem so geschwächten Feinde gegenüber noch lange Zeit im Gehorsam. Mehr als zweihundert Jahre hindurch ist Russland jener Horde dienstbar gewesen.

„Die Tattern sind grausam und scheusslich von Angesicht und von Sitten,“ schreibt ein alter Chronist von diesen Mongolen, und sein Urtheil bestätigen die Berichte, die uns über das Aussehen und die Lebensweise jener Beherrscher Russlands erhalten sind. Es ergiebt sich aus ihnen folgendes Bild: Kleine Gestalten mit schmalem Oberleib und kurzen Schienbeinen; in dem breiten Antlitz eine platte Nase und eng geschlitzte Augen; wenig Haarwuchs, kaum auf der Oberlippe und am Kinn ein schwacher Anflug von Bart; der Kopf zu einer hufeisenförmigen Glatze geschoren, die am Hinterhaupt einige schwarze Zöpfe umkränzten. Ein schwarzes

Gewand, welches den rechten Arm und die Brust freiliess, im Kriege ein lederner Harnisch, das war die gewöhnliche Tracht. Die Weiber, die den Männern an Hässlichkeit gleichkamen, trugen Hosen wie diese und auch ein ähnliches Obergewand; doch liebten sie es sich in Seide zu kleiden, und sie putzten sich gern mit Pfauenfedern, Perlen und Edelsteinen; ihr Kopfschmuck war ein Hut von anderthalb Fuss Höhe, der wie ein runder Korb aussah und sich nach oben sehr erweiterte. Beide Geschlechter sassen fast immer zu Pferde; wenn der Mongole ging, so geschah es ungeschickt genug — er bewegte sich dann wie die Frösche, bald sehr langsam, bald sprungweise. Sein Haus war der Wagen, ein grosses Fahrzeug, bespannt mit einem Zeltdach aus Thierhäuten und gezogen von Ochsen oder Kameelen. Sein Reichthum bestand in Vieh und Sklaven; mit seinen Heerden zog er im Sommer ins Gebirge, im Winter in die Ebene dem Meere zu. Seine Speisen waren hauptsächlich Milch, Hirse, Gemüse und Wildpret; letzteres fehlte ihm selten, denn er war ein ausgezeichneter Jäger. Von klein auf mussten die Kinder sich im Bogenschiessen üben, und der Knabe bekam nicht eher etwas zu essen, als bis er mit seinem Pfeile die Scheibe in den Fleck getroffen. Hatte der Reiter gerade keine andere Nahrung zur Hand, so stillte er Hunger und Durst, indem er seinem Pferde eine Ader öffnete und das Blut trank. Er behauptete, dies thue den Thieren gut.

Die Mongolen glaubten an einen höchsten Gott, den

sie Hichoga nannten; aber sie ehrten ihn wenig. Dagegen gaben sie viel auf Träume und suchten sich durch allerlei abergläubische Bräuche gegen Unheil zu schützen. Sie machten sich gewisse Hausgötzen aus Lumpen und stellten diese Puppen an den Eingang ihres Viehhofs und ihres Zeltes; davon erwarteten sie Mehrung ihrer Habe. Auch hängten sie solche um das Bett eines Kranken, damit er gesund werde. Andere Götzenbilder aus Seide brachte der Mongole vorn auf seinem Wagen an oder nähte sie sich auf die Hosen. Es war die Hauptbeschäftigung der vornehmen Frauen, solche Götter anzufertigen. Zur Einweihung eines neuen Götzen dieser Art wurde ein Schaf geschlachtet, gekocht und von der Familie verzehrt, bis auf Herz und Knochen, welche man als Opfer verbrannte. Vor einer Schlacht pflegte man Ziegenböcke zu opfern; bei einer solchen Gelegenheit erhielt der angesehenste Götze wohl auch einige Pferde, die man indess nicht schlachtete, sondern ihm zu Ehren frei herumlaufen liess.

Ihre Gebete richteten die Mongolen an die Sonne, den Mond und die vier Elemente. Diesen Naturmächten opferten die Frömmeren von allem Vieh die erste Frucht. Aber auch ihrem Könige, dem Khan oder wie der Titel eigentlich lautete, Chaam, erzeigten sie göttliche Ehre; und er bekam von dem Volke grössere Abgaben als die Priesterschaft.

Der Mongole war in hohem Grade geizig und habsüchtig, daher in der Regel ein Dieb, Räuber oder

Wucherer, wenn nicht alles zugleich. Was er an Geld im Guten oder Bösen erworben, lieh er gern aus, und der gewöhnliche Zins, den er nahm, betrug auf den Monat zehn Prozent. Immer bereit zu empfangen, waren seine Hände meist geschlossen, wenn er geben sollte, und zu Spenden der Dankbarkeit oder des Mitleids öffneten sie sich fast niemals. Er zog viel Vieh, aber sein Geiz erlaubte ihm nicht es zu essen; nur das kranke oder beschädigte wurde geschlachtet. Dagegen frass er unbedenklich Hunde, Katzen, Läuse, die nichts kosteten; auch Menschenfleisch, insbesondere von erschlagenen Feinden. Als Batu's Heer die Kumanen in der Moldau bezwungen hatte, waren der Gefangenen so viele, dass bei den Siegern der Appetit über den Geiz die Oberhand gewann. Sie nahmen aus der Beute jeden zehnten Menschen heraus und frassen ihn auf.

Die Unflätherei in der goldenen Horde setzte sogar die Russen in Erstaunen; der Mongole nahm an seinem Kochgeschirr und sonstigen Geräth ebensowenig wie an seinem Körper jemals eine Reinigung vor. Dabei war er den Lastern Sodoms ergeben. So vereinigte er in sich die viehische Rohheit des Wilden mit dem Sittenverderbniss einer raffinirten Kultur. Pietät gegen das Alter, Barmherzigkeit gegen Hilflose waren hier unbekannte Tugenden. Die Besiegten kamen in ewige und harte Knechtschaft oder wurden unter ausgesuchten Martern getödtet, z. B. mit Mühlsteinen zerquetscht. Belagerten die Mongolen eine Stadt, so pflegten sie den

Bürgern freundlich zuzureden, ihnen die besten Versprechungen zu machen, damit sie sich ergäben; sobald sie aber ihren Willen erlangt hatten, hielten sie weder Treu noch Glauben, sondern wütheten gerade so arg, wie wenn sie den Platz mit Sturm erobert hätten. Im offenen Felde bestand ihre Kriegskunst darin, dass sie Hinterhalte legten und durch verstellte Flucht den Feind hineinlockten. Ehe sie eine Landschaft überzogen, suchten sie unbemerkt zur Nachtzeit einen Theil ihrer windschnellen Scharen ins Gebirge, überhaupt in die von Natur festeste Gegend zu werfen; war dies geglückt, so liessen sie andere Haufen das platte Land durchstreifen. Dann floh das Volk mit seiner besten Habe überall nach den Bergen und so ihnen in die Hände. Kurz, diese Nation hatte ebensoviel vom Fuchse an sich wie vom Wolfe.

Wenn ein Mongole schwer krank wurde, so steckte man vor seinem Zelte einen Spiess in die Erde und hängte auf denselben einen schwarzen Hut. Dies war ein Zeichen, dass niemand hineingehen solle, und hatte den Zweck, die Verbreitung pestartiger Krankheiten zu hindern.*) Den Gestorbenen begrub man unter seinem

---

*) Etwas diesem Gebrauche Aehnliches fand sich ehedem auch bei civilisirten Völkern. So befahl der Hochmeister Winrich von Kniprode in Preussen, als 1352 daselbst die Pest wüthete, vor jedes Haus, wo ein Pestkranker liege, ein weisses Laken zu hängen. Dieses Zeichen hat bei uns später einen andern und harmloseren

Zelte, und man gab ihm ein paar Pferde, einen Knecht, einen Becher schwarzer[19]) Stutenmilch und ein Stück gekochtes Fleisch ins Grab mit. Bei der Leichenfeier eines vornehmen Todten nahm man aus dessen Hinterlassenschaft einige Rosse, schlachtete sie, verzehrte das Fleisch und hängte die Felle, nachdem sie mit Stroh ausgestopft waren, auf Pfähle — man verfuhr also bei der Bestattung ungefähr in der Weise, wie einst die alten Scythen.

Bei einigen Stämmen der goldenen Horde war es Sitte die Todten zu verbrennen. Doch begruben sie die Asche nicht, sondern hoben sie auf, um sie allmählich zu verbrauchen. Sie pflegten nämlich mit der Asche ihrer theuersten Angehörigen ihre kostbarsten Speisen zu würzen.[20])

Das waren also die Leute, die fortan Russland beherrschten und einen grossen Theil desselben, den ganzen Südosten, neu bevölkerten. Sie hiessen nach einem ihrer gefürchtetsten Stämme Tataren, aber sie liebten es, sich Mongolen, das ist die Tapfern, zu nennen. Doch war es nicht ihre Tapferkeit, was sie so unwiderstehlich machte. Sie siegten zuerst durch ihre Ueberzahl, dann durch den Schrecken, der vor ihnen herging. Die wilde

---

Sinn bekommen. Wer heutzutage die Strassen Berlins durchwandelt, wird nicht selten hie und da vor einem Hause einen Stuhl erblicken, über welchen ein weisses Leintuch gebreitet ist. Aber dies ist keine schreckende Warnungstafel, sondern ein sehr einladendes Merkmal; es bedeutet, dass hier frische Wurst feil gehalten wird.

Grausamkeit, mit der sie in den eroberten Städten alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes mordeten, vermehrte das Entsetzen. Selbst ihr widerwärtiges Aeussere trug dazu bei, die Furcht zu vergrössern. Denn auch die Hässlichkeit, wenn sie ins Ungeheure geht, ist eine Macht. Nur die edleren Naturen werden durch sie zu desto heisserem Kampfeszorn gereizt. Als Friedrich der Grosse im siebenjährigen Kriege zum ersten Male die Kalmückengesichter im russischen Heere erblickte, rief er seinem Adjutanten unwillig zu: „Seh' Er, mit solchem Gesindel muss ich mich herumschlagen!“ und er hat gegen keinen Feind mit solcher Erbitterung gefochten, wie gegen die Russen. Aber den weicheren Sinn erschreckt das Abscheuliche. Der Russe sah dem Mongolen nicht ohne geheimes Grauen in das hässliche Antlitz; er scheute in ihm vor seiner eigenen Karikatur zurück. So zittert das Pferd, wenn es das Kameel erblickt.

Wäre die Schmiegsamkeit nicht schon vorher ein Kennzeichen des rechten Russen gewesen, so hätte er unter der Herrschaft der Mongolen Veranlassung genug gehabt, sich diese Eigenschaft beizubringen. Denn die Khane geboten despotisch und straften grausam, wie es eben in Asien üblich ist. Die russischen Fürsten mussten die Bestätigung ihrer Würde jedesmal in der goldenen Horde nachsuchen und nicht bloss fleissig Tribut

und Geschenke senden, sondern auch jeden Augenblick bereit sein, auf den Ruf des Khans vor ihm zu erscheinen. Wehe dann dem, der Missfallen erregt hatte! Sein Leben war keinen Rubel werth. Dreiundzwanzig Ruriks sind in der goldenen Horde hingerichtet worden. Und meist war ihr Untergang das Werk ihrer eigenen Verwandten. Denn die Fürsten befehdeten einander jetzt nicht mehr mit den Waffen allein; wirksamer und für den Gegner verderblicher waren die Intriguen, die sie am Hofe des Khans anzettelten, um durch dessen Gunst sich auf den Thron des Bruders oder Vetters zu schwingen. So bedeutete ein Ruf zum Khan fast soviel wie bei den Türken die seidene Schnur, die der Sultan schickte. Damals entstand in Russland das Sprichwort: Nahe dem Herrn, nahe dem Tode!

Schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts nahm die Macht der goldenen Horde beträchtlich ab. Ein tapferer Feldherr, Nogai mit Namen, riss sich von ihr los und gründete aus türkischen und mongolischen Stämmen am schwarzen Meer ein eigenes, unabhängiges Reich, das Khanat der nogaischen Tataren. Allein die Zwietracht und die Selbstsucht der russischen Fürsten waren hinreichende Stützen der Fremdherrschaft. Es kam so weit, dass nahe Blutsverwandte vor dem Khan nicht bloss mit Worten, sondern mit dem Dolch über einander herfielen.

Unter solchen Umständen wurde die Verstellungskunst den russischen Grossen zu einer nothwendigen Tugend

und die Bestechung ein unentbehrliches Hilfsmittel; und selbst die besten Absichten konnten oft nur auf krummen Wegen erreicht werden. Einer der tüchtigsten Grossfürsten war Alexander von Wladimir, nach einem Siege über die Schweden, den er (1240) an der Newa erfochten, Newski genannt, ein tapferer, weiser und wohlmeinender Regent; doch auch er konnte sich auf dem Throne nur durch geschickte Unterwürfigkeit gegen den Khan erhalten.

Der Slawe bildet sich, mehr als jeder andere Mensch, nach seinem Herrn, und so ging denn, was die Fürsten in ihrem Verkehr mit der Horde lernten, Kriecherei, Verschmitztheit, Gewandtheit im Schleichen, im Bestechen und in ähnlichen Künsten, nach und nach in das Wesen des Volkes über. Manches Asiatische eigneten sich die Russen auch durch die Blutsverbindungen an, welche sie mit ihren Beherrschern und Nachbarn schlossen. Manche Mongolin hat als Hausfrau in einem russischen Palast gesessen, und es giebt noch heute in Russland sehr vornehme Familien, z. B. die Rostopschin, die Ghirai, die Ahdilbay, welche sich ihrer Herkunft aus einer Tatarenhorde rühmen.

Am stärksten geschah die Mischung der beiden Rassen im Süden und Osten Russlands; dort kam die Asiatisirung von den Mongolen, hier von den Nogaiern; dort wirkte das fremde Element rasch und gewaltsam, hier langsam, aber eindringlich. Es ist daher der Einfluss auch dieser türkischen Tataren auf das russische Wesen

nicht gering anzuschlagen. Haben doch die Russen mit ihnen ein halbes Jahrtausend lang in engem nachbarlichen und meist freundlichen Verkehr gestanden und sie dann ihrem Reiche ganz und gar einverleibt.

Das Volk der Nogaier, dessen Hauptsitz die Krim war, das indess auch die Steppen längs des schwarzen Meeres bis zum Dnestr und andrerseits das Land zwischen den Mündungen des Don und Kuban beherrschte, glich in mancher Hinsicht den alten Scythen, die einst hier gehaust; es nomadisirte, es lebte fast nur zu Pferde und es handhabte vortrefflich Bogen und Pfeile. Aber in der Kultur stand es noch im vorigen Jahrhundert, als es russisch wurde, selbst hinter jenen Barbaren weit zurück. Der französische Gesandte, Baron Tott, der im Jahre 1769 nach der Krim an den Hof des Khans der Nogaier kam, erstaunte nicht wenig, sogar in dessen Residenz, in Baktschiserai, inmitten des fruchtbarsten Küstenstrichs dieser Halbinsel, für seinen Tisch weder Butter, noch Gemüse, noch Fische auftreiben zu können. Die Tataren, obwohl ein Volk von Hirten, verstanden keine Butter zu machen, und sie wohnten hier seit Jahrhunderten an der See, ohne Schiffahrt und Fischerei gelernt zu haben. Sellerie wurde im Garten des Khans wie eine seltne Pflanze gezogen. Die Kunst des Ackerbauers bestand darin, dass er das Erdreich leicht aufritzte und dann den Inhalt eines Sackes darüber streute, in welchem allerlei Saat, Getreidekörner, Gurken-, Melonen- und anderer Samen, durcheinander gemischt war.

Mit dem tatarischen Gewerbfleiss sah es zu Tott's Zeit nicht besser aus. Ein Pferd fällt; der Besitzer beeilt sich, während es noch röchelt, ihm ein Messer in die Kehle zu stossen; denn wenn es an einer Krankheit stürbe, so könnte er es als gewissenhafter Mohamedaner nicht essen. Seine nächste Sorge ist, es abzuledern. Dann zieht er sich nackt aus und hängt sich das noch warme, blutige Fell um die Schultern. Aus dem Haufen der umstehenden Zuschauer tritt nun eine Frau herzu; sie ist mit Scheere, Nadel und Zwirn versehen und schneidert bald emsig darauf los. Zuerst schneidet sie die Pferdehaut zu, indem sie mit ihrer Scheere den Formen des Nackens, der Schulter, des Rückens und der Schenkel folgt. Ist der Mann, der vor ihr steht, nicht allzu lang, so reicht ihm das Fell bis unter die Knie. Sodann schneidet sie auch die vordere Seite zu. Den Stoff zu stützen ist dabei nicht nöthig, weil seine Feuchtigkeit ihn auf dem nackten Leibe des Mannes festhält. Nun muss dieser sich bücken oder hinsetzen; denn die Schneiderin näht jetzt die Stücke zusammen. Kaum zwei Stunden sind verflossen, so ist die ganze Arbeit gethan, und der Kunde hat einen hübschen braunen Anzug. Nur muss noch das Leder gegerbt werden. Dieses besorgt der Neuequipirte selbst, indem er sogleich zu Pferde steigt und mit den anderen Hirten auf die Weide reitet. Hat er ein paar Tage in dem neuen Habit gesteckt, so ist es nach allen Regeln tatarischer Kunst fertig.

Ein Grundzug in dem Charakter dieses Volkes war

echt mongolisch, nämlich die unbändige Habsucht. Der Nogaier streckte, wie die Kinder, nach allem, was er sah, die Hände aus; konnte er das Gewünschte auch nur für einen Augenblick besitzen, so nahm er gleichmüthig dafür die schwersten Strafen hin. Viel Gewinnst warf ihm seine friedliche Thätigkeit ab, besonders die Viehzucht; viel erwarb er auch durch die Jagd. Es wimmelte in den Steppen von Hasen, und deren Felle bildeten an den Grenzen den Gegenstand eines schwungvollen Handels. Die Gold- und Silbermünzen, die er dafür eingetauscht, pflegte der Tatar zu vergraben, und oft wurde das Geheimniss des Schatzes auch im Tode verschwiegen. Südrussland birgt in seiner Erde höchst wahrscheinlich noch viele Tausende solcher Hinterlassenschaften. Am meisten befriedigte der Krieg die Habsucht; denn er bestand hauptsächlich im Plündern. Die Nogaier entfalteten dabei eine ausserordentliche Gewandtheit, sowohl wie sie sich der Beute bemächtigten, als wie sie dieselbe wohlbehalten nach Hause brachten. Ein einzelner Tatar hat auf seinen Antheil fünf bis sechs Menschen jeden Alters, sechzig Hammel und zwanzig Rinder erbeutet; aber dieser grosse Haufen macht ihm keineswegs zu viele Schwierigkeiten. Die kleinen Kinder steckt er in einen Sack, so dass sie mit den Köpfen noch herausragen, und bindet den Sack an den Knopf seines Sattels. Das junge Mädchen setzt er vor sich aufs Pferd und nimmt es in den linken Arm; die Mutter muss hinten aufhocken und sich an ihn festklammern. Den Vater

der gefangenen Familie hat er auf ein Handpferd gesetzt, den Sohn auf ein zweites. Das Vieh schreitet voran. So bringt er seinen Zug vorwärts, und seine Augen sind überall, es kann sich ihm kein Stück verlieren; er hält das Ganze so sicher zusammen, wie ein guter Schäferhund eine Schafheerde.

Nur ein Gefühl war in der Seele des Nogaiers noch mächtiger als die Habsucht — sein Knechtsinn. Auch hierin zeigte sich dieses Volk als einen rechten Spross der goldenen Horde. Auf einem Kriegszuge gegen die Russen im Jahre 1770 hatte der Tatarkhan Krim Gherai, als er sich mit seinem Heere der polnischen Ukraine näherte, aufs strengste anbefohlen, niemand solle in den polnischen Dörfern plündern. Ein Nogaier wurde vor seinen Augen ertappt, dieses Verbot übertreten zu haben; er hatte ein Stück Leinwand und zwei Knäuel Wolle geraubt. Der Khan liess den Missethäter heranreiten und sprach ihm sein Urtheil: er solle an den Schwanz eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift werden. Der Nogaier stieg ohne ein Wort der Klage oder Widerrede ab und bot sich den Schergen dar. Allein es war kein Strick zur Hand. „Nehmt eine Bogensehne!“ befahl Krim Gherai ungeduldig.

„Sie ist zu kurz,“ wird eingewendet.

„So soll er seinen Kopf zwischen den Bogen und die Sehne stecken!“

Der Nogaier gehorcht und wird so an den Schwanz eines Pferdes gebunden. Aber er kann dem Reiter, der

ihn nach sich schleppt, nicht so rasch mit seinen Füssen folgen; er fällt, und sein Kopf entschlüpft dabei der Schlinge.

„Er soll den Bogen mit seinen Händen festhalten!" befahl der Khan wieder.

Und der Tatar gehorcht immer, steckt von neuem den Kopf in den Bogen, der am Schwanz des Pferdes hängt, kreuzt seine Arme und hält krampfhaft den Bügel fest, bis er todt ist! [21])

Ein Theil der mongolischen und turanischen Stämme hatte in den eroberten Ländern Asiens und Osteuropas den mohamedanischen Glauben angenommen und damit das Laster religiöser Unduldsamkeit, welches ihnen vordem fremd gewesen. Auch die Nogaier waren dem Islam zugefallen und hatten nun einen Grund mehr im Kriege ihre christlichen Nachbarn zu misshandeln. Andrerseits indess gewöhnten sich die Khane den Vorschriften des Korans gemäss an grössere Unparteilichkeit in der Rechtspflege.

In Baktschiserai hatte einmal ein Jude einen andern Juden erschlagen; der Khan übergab den Mörder, wie der Koran befiehlt, den Anverwandten des Ermordeten zur Hinrichtung oder, wenn sie es vorzogen, zur Begnadigung. Nun erklärte jener, er wolle Mohamedaner werden, und das fanatische Volk von Baktschiserai forderte ungestüm seine Befreiung. Der Khan schlug dieses Ansinnen ab, und die Juden führten den Verurtheilten auf den Richtplatz. Allein ihr Gesetz untersagte ihnen,

mit eigener Hand sein Blut zu vergiessen, und vergebens boten ihre Ausrufer in der Horde viel Geld, wofern sich ein freiwilliger Scharfrichter fände. Darüber waren die vierundzwanzig Stunden, binnen welcher der Koran die Hinrichtung erlaubt, beinahe verstrichen, und die Tataren frohlockten schon. Doch der Khan blieb fest; er gestattete den Juden, die Strafe, die der alte Bund vorschreibt, zu vollziehen, die Steinigung.

Solche Beispiele strenger Gerechtigkeit waren freilich ausserhalb des Tribunals, auf welchem der Khan selbst Recht sprach, nicht allzuhäufig; die geringeren Richter konnte man fast immer leicht bestechen. Ueberhaupt wurden die Sitten der Nogaier durch den Islam im Ganzen nur wenig gebessert.

Dieses Volk war zweihundert und siebzigtausend Familien stark, als es im Jahre 1778 dem Zarenthrone unterworfen wurde, und zum grossen Theile ist es in den Körper der russischen Nation übergegangen, der somit ein tüchtiges Stück frischer Naturkraft, aber auch wieder viel Barbarei in sich aufnahm. —

Am Fusse des russischen Stammbaums stehen die Namen Scythen und Sarmaten verzeichnet, in seiner Mitte Mongolen und Turanier; es wäre ein Wunder, wenn eine solche Ahnenschaft etwas anderes hervorgebracht hätte, als was man eben Moskowiterthum zu nennen pflegt. Ein französisches Witzwort sagt: „Wenn man am Russen kratzt, so kommt der Tatar zum Vorschein.“ Dies ist sehr richtig; und ein guter Physiognom braucht nicht

einmal zu kratzen, um das Mongolische hier herauszuerkennen. Nicht als ob der Gliederbau und die Gesichtszüge bei Russen und Tataren wirklich so allgemein übereinstimmten, wie manchmal, besonders von den Polen, behauptet wird. Die Letzteren lieben es, an dem Moskowiter alles und jedes kalmückisch zu malen; man frage sie, wie ihre Nachbarn aussehen, und sie werden antworten: „Ein Russe ist ein Tatar, und ein Tatar das ist ein untersetztes Wesen von mittlerer Grösse, breitem Antlitz, platter Nase, kleinen geschlitzten Augen und schwarzen Haaren; wenn es dem vornehmen Stande angehört, so trägt es lange Zöpfe und Flechten. Auch haben die Tataren allerhand mongolische Unarten: sie essen die Seife, statt sich damit zu waschen; sie braten die Beefsteaks nicht, sondern reiten sie unter dem Sattel gar, und sie trinken den Thee nicht mit Zucker und Sahne, sondern mit Schafsblut." Hierin würde denn namentlich der materialistische Philosoph, der nach dem Satze urtheilt: der Mensch ist, was er isst, gar harte und schwere Vorwürfe erkennen.

Indess, wenn von zwei Vettern der eine es in der Welt zu etwas gebracht hat und der andere zu nichts, und vollends wenn der arme Vetter von dem reichen geknechtet und getreten wird, so darf man auf das nicht schwören, was er in seinem Zorne sagt. Schilderungen wie jene sind sehr übertrieben. Der Augenschein lehrt vielmehr, dass die meisten Grossrussen, die rechten Moskowiter äusserlich keineswegs den Typus

der gelben Rasse zeigen; es haben sogar viele unter ihnen am Leibe alles gerade so, wie man sich immer die echten Germanen vorstellt: blaue Augen, blondes Haar, eine weisse Haut und eine hohe kräftige Gestalt.

Aber der Ausdruck des Antlitzes der ist mongolisch; insbesondere der verschmitzte Zug um den Mund deutet auf die Nähe Asiens, und der Beobachter sagt sich: dieser Mensch schweigt jetzt, aber er wird seine Zeit wahrnehmen.

In der That ist es das Innere, der geistige Habitus des Russen, was ihn scharf vom Europäer unterscheidet und ihn unter allen Rassen der mongolischen am nächsten stellt. Er hat mit ihr nicht bloss die Kunst, sich zu fügen und abzuwarten, gemein, die er in seinem Sprichwort anpreist: Wer abzuwarten versteht, dem gehört die Welt. Auch eine gewisse physische und moralische Gefühllosigkeit ist russisch zugleich und tatarisch. Dieser Charakterzug hat Freund und Feind schon manchmal fast zur Verzweiflung gebracht. Wer aufklären wollte, rief zuletzt bitter: „Um einem Russen Gefühle beizubringen, müsste man ihn würgen!“ Und der General, der einen entscheidenden Sieg verlangte, erfuhr: es genügt nicht, den Russen todtzuschiessen, man muss ihn auch noch umwerfen.

Dann die Unsauberkeit und der Knechtsinn — sie waren schon früher vorhanden, aber durch die Vermischung mit den Tataren wurden diese Eigenschaften aufs Aeusserste gesteigert. Bei den Kleinrussen noch

die grosse Neigung zu einem nomadisirenden Leben und manches andere, was davon zeugt, dass sie zu drei Viertheilen von Scythen und Tataren stammen.

Es giebt vieles in Russland, was sich hinsichtlich seines Ursprungs auf die Mongolenzeit zurückführen lässt, und sehr wenig darunter ist gut. Zu letzterem indess gehört die Einführung des Geldes. Die Russen gebrauchten vordem als Tauschmittel feines Pelzwerk, besonders die Felle der Eichhörnchen und der Marder, „Kunen“; statt deren dienten dann gestempelte Pelzstücke, namentlich von den Schnauzen und Ohren jener Thiere. Auch in Karthago hat man ja einst Ledergeld gehabt. Die Mongolen aber wiesen solche Münze zurück, man musste Silber herbeischaffen und zahlte nun in Barren von einem gewissen Gewicht; diese Silberbarren hiessen Rubel, und fünfundfünfzig derselben hatten den Werth eines Pfundes Gold. Geprägte Metallmünzen kamen erst unter dem Grossfürsten Demetrius Donski auf.

Der Beiname, den dieser Grossfürst führt, deutet an, dass auch er zu den Kriegern gehört, welche Russland, wie einst das alte Rom, dadurch zu ehren pflegt, dass es sie nach dem Orte nennt, wo sie einen grossen Sieg erfochten. Demetrius war Fürst von Moskau, aus einer Linie des Hauses Rurik, welche durch die Gunst der Khane und durch eigene Anstrengung die grossfürstliche Würde und einen Theil der übrigen Kleinstaaten an sich gebracht hatte. Er selbst gedachte noch Grösseres zu erringen, er lehnte sich gegen die goldene Horde auf,

und es gelang ihm über sie in einer Schlacht am Don 1380 einen Sieg davonzutragen. Allein wie erstaunt über seine Kühnheit, benutzte er seinen Sieg nicht, und weil ihn auch der mächtige Grossfürst von Littauen, Jagiello, bedrohte, so unterwarf er sich ohne weiteren Widerstand dem Khan von neuem. Doch hat er insofern Russlands Grösse vorbereitet, als er durch ein Hausgesetz in der Dynastie das Seniorat abschaffte und das Thronfolgerecht des ältesten Sohnes feststellte.

Unter seinen Nachfolgern, besonders unter Iwan III., seit 1462, nahm die Macht des moskowitischen Reiches ganz gewaltig zu; aber von der angestammten Furcht vor dem Khan konnte sich selbst Iwan lange Zeit nicht losmachen. Und doch war er einer der tüchtigsten Regenten, die je auf dem russischen Throne gesessen. Niemand wusste besser sich die Umstände zurecht zu legen und aus ihnen den grösstmöglichen Vortheil zu ziehen. Fehlschläge entmuthigten ihn nicht; sein Trostwort war: Grosse Unternehmungen gelingen nie das erste Mal. Auch hat er seine vornehmsten Zwecke, indem er bald wie ein Fuchs schlich, bald wie ein Bär zupackte, alle erreicht. Den noch übrigen Theilfürsten stellte er die Wahl zwischen dem Kerker und dem freiwilligen Verzicht auf ihre Rechte, und nachdem er sie mediatisirt hatte, erniedrigte er sie zu gewöhnlichen Edelleuten. Er liess ihre Namen zugleich mit denen der Bojaren in ein Verzeichniss, die sogenannten Rosräd-Bücher, eintragen, welches fortan die Adelsliste des Reiches darstellte. Dabei

bestimmte er, dass die bürgerliche Rangstufe der Söhne von den Stellen solle abhängig gemacht werden, welche die Väter und Grossväter bei Hofe oder im Heere bekleidet hätten.

Auch Nowgorod durfte nicht länger einen Staat im Staate bilden; es erlag den Waffen des Grossfürsten. Ebenso wurden Kasan, Perm, Wiatka von Iwans Heeren erobert. Er selbst war kein Feldherr, aber er verstand es Feldherren zu finden. Seine Wahl traf für die wichtigen Aemter fast immer die rechten Männer.

Unter Iwan III. trat Russland auch wieder in enge Verbindung mit dem westlichen Europa, besonders seitdem der Grossfürst von dort eine erlauchte Prinzessin zur Gattin bekommen hatte. Dieses Ereigniss ist voll von bedeutenden Beziehungen. Als die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel eroberten, floh der Sohn des letzten Kaisers mit seiner Familie nach Rom und empfahl seine Kinder, darunter eine Tochter Sophie, der Obhut des Papstes. Dieser liess sie erziehen, und als die genannte Prinzessin herangewachsen war, sah er sich für sie nach einem Gemahl um, der ihre Erbrechte gegen die Türken vertreten und vielleicht die Kirchen des Orients und des Occidents wieder vereinigen möchte. Seine Wahl fiel auf Iwan, der sich beeilte, die glänzende Heirath abzuschliessen (1472). Zwar an die Union mit Rom dachte er im Ernste nicht; die Zaren haben einen solchen Plan, der nur auf die Unterordnung unter den Papst hinauslaufen konnte, immer von sich gewiesen. Aber Moskau

zu einem neuen Byzanz zu erheben und die Ansprüche der Paläologen auf den Kaiserthron von Konstantinopel zu erwerben — das diente eben so sehr den Interessen Russlands, wie es dem Ehrgeiz der Ruriks schmeichelte. Eine besondere Befriedigung gewährte dabei noch der Umstand, dass gerade der Papst es war, der gewissermassen im Namen der abendländischen Christenheit dem Beherrscher Russlands mit der Hand Sophiens die Anwartschaft auf das Reich ihrer Väter übertrug.

Zum Zeichen dieses Anrechts nahm Iwan die Embleme des byzantinischen Kaiserbildes in das russische Reichswappen auf, den zweiköpfigen, nach Osten und Westen schauenden, dreifach gekrönten Kaiseradler mit ausgebreiteten Fittigen, rothem Schnabel und rothen Füssen, der in der rechten Klaue das goldene Zepter, in der linken den Reichsapfel hält.

Zu diesem Pompe stimmte nun aber die Abhängigkeit vom Tatarenkhan sehr übel. Auch drückte sich die Fremdherrschaft in den allerempörendsten Formen aus. Hoch zu Ross und mit barbarischem Prunk stolzirte der Gesandte des Khans heran, der Grossfürst musste ihm demüthig zu Fuss entgegengehen; dann musste er ihm einen Becher voll Pferdemilch kredenzen, und wenn ein Tropfen davon auf den Hals des Rosses fiel, so musste er ihn ablecken.[22]) Dem Dollmetscher, der des Khans Brief vorlas, musste der Grossfürst seinen Zobelmantel unter die Füsse breiten, und er hatte dann knieend anzuhören, was ihm sein Herr entbot.

Iwan III. behagten diese Ceremonien natürlich nicht. Um ihnen zu entgehen, pflegte er sich, wenn ein tatarischer Gesandter kam, ins Bett zu legen und Krankheit zu heucheln. Aber dem stolzen Sinn seiner Frau, der byzantinischen Prinzessin, war mit solcher Verstellung nicht gedient. Sie beklagte sich, keinen Souverän, sondern den Knecht eines barbarischen Häuptlings geheirathet zu haben; sie stachelte Iwans Ehrgeiz so lange, bis er seine abergläubische Furcht vor den Mongolen durch einen kräftigen Entschluss von sich abschüttelte. Als eines Tages die Gesandten der Horde wieder erschienen, um, wie üblich, den Tribut und den Kniefall vor dem Bilde des Khans zu fordern, erklärte Iwan die Zeit der Knechtschaft für geendet und trat das Bild mit Füssen. Im Grunde war dies Wagniss gering. Denn zu dieser Zeit hatte die goldene Horde durch innern Zwist ihre Kraft längst eingebüsst; das Khanat bot jetzt denselben Anblick der Zerrüttung dar, wie ehedem das russische Reich. Auch bedurfte es nun auf dem Kampfplatze für die Russen nicht einmal der Tapferkeit, um die Freiheit zu gewinnen; der Sieg fiel ihnen ganz von selbst zu. Das war eine sonderbare Schlacht, jenes Treffen an der Ugra im Jahre 1480, von welchem die Unabhängigkeit Russlands datirt! Das russische Heer hatte die Vortheile der grösseren Zahl und der besseren Bewaffnung; aber als die Mongolen einen heftigen Angriff machten, wich es. Doch der Khan vermuthete in diesem Rückzug eine Falle; denn eben kam ihm die Nachricht, dass eine

russische Streifschar in seinem Rücken seine Residenz Sarai geplündert habe. Daher machte er ebenfalls eilig kehrt. So flohen beide Heere vor einander! Indess dies war auch die letzte grosse Anstrengung gewesen, zu welcher die goldene Horde sich hatte aufraffen können; sie löste sich bald nachher gänzlich auf, und ihre Hauptstadt, Sarai an der Achtuba, sank in Trümmer.

IM SECHZEHNTEN JAHRHUNDERT.

Seit die Russen Christen geworden, haben sie den Angriff eines fremden Volkes auf Konstantinopel stets beinahe wie einen Stich ins eigene Fleisch empfunden. So war ihre Betrübniss gross, als diese Stadt im Jahre 1204 in die Gewalt der französischen und italienischen Kreuzfahrer fiel. Ein alter russischer Chronist bezeichnet den Eindruck, den das Ereigniss machte, in seiner naiven Weise mit den Worten: „die Russen weinten, und die Kreuzfahrer lachten." Und so hat auch die Eroberung des griechischen Reiches durch die Türken keine der fremden Nationen mit tieferer Trauer erfüllt, als die russische. Gleichwohl war der Fall von Byzanz in einer Hinsicht für Russland von grossem Nutzen. Es holte bis dahin alle seine höhere Kultur von den Gestaden des Bosporus; aber die byzantinische Civilisation war in vielen Stücken krank und faul. Jetzt musste sich Russland nach andern Lehrmeistern umthun: es fand sie besonders in Deutschland, und die geistige Nahrung und

Förderung, die es von dort erhielt, war bei weitem gesunder und heilsamer.

Schon Iwan III. bezog aus Deutschland Handwerker und Künstler; unter seinem Nachfolger Wassilji IV. (1505—1534) nahm diese Einwanderung beträchtlich zu. Den deutschen Kaisern war jetzt an der Freundschaft Russlands bereits viel gelegen; sie hätten ihm gern über Polen hinweg, das beiden Theilen im Wege war, die Hand gereicht, und sie spannen mit Moskau Unterhandlungen an, die dort bereitwillig aufgenommen wurden. So kamen an Wassilji's Hof öfters deutsche Gesandtschaften und in deren Gefolge deutsche Lehrmeister aller Art. Denn in Wien wusste man, dass die Gunst des moskowitischen Grossfürsten am meisten durch zwei Dinge zu gewinnen war, wenn man ihn Kaiser — russisch Zar [23]) — anredete, und wenn man ihm geschickte Arbeiter mitbrachte; keins von beiden Mitteln wurde verabsäumt. Mit Hilfe der Fremden trat denn nun auch manches Neue und Nützliche ins Leben, besonders wenn die Vortheile recht greifbar waren, wie bei der Verbesserung des Geldwesens, die im Jahre 1538 geschah und hauptsächlich in der Regulirung des Münzfusses und in der Einführung einer neuen Münze, der Kopeken, bestand. Den Namen erhielten diese Geldstücke von dem Bilde, welches sie zeigten; dasselbe stellte den Grossfürsten zu Pferde dar, aber nicht, wie bisher, mit dem Schwerte, sondern mit einer Lanze, auf russisch Kobja, in der Hand. Uebrigens zahlte selbst die Regierung noch lange

Zeit auch mit dem feinen Pelzwerk, welches vordem das übliche Tauschmittel gewesen war. Noch im Jahre 1594 wurde eine Subsidie, welche der Zar dem Wiener Hofe gewährte, nicht baar, sondern in 40,000 Zobeln entrichtet. Die Metallschätze des Ural, die heute allein an Gold jährlich drei Millionen Dukaten liefern, waren damals noch sehr wenig ausgebeutet.

Noch unter Wassilji IV. wurden in Russland die ersten regelmässigen Postanstalten eingeführt, und die Fremden konnten nicht genug rühmen, wie billig und schnell man von Nowgorod nach Moskau fahre, die achtzig Meilen in zwei und siebzig Stunden und für einen Preis von kaum zwei Dukaten! Und wie zuvorkommend waren überall die Postmeister! Verlangte der Reisende zwei Pferde, so wurden ihm vier oder sechs vorgeführt; wünschte er acht, so bot man ihm bis sechzehn an. Man konnte freilich kaum zu viele vorspannen; denn die Wege selbst waren fürchterlich. In vielen andern Dingen trat der Widerspruch zwischen dem eingeführten Neuen und dem gewohnten Alten noch greller hervor. Die russische Kultur glich damals zuweilen jenem Wilden, welcher mit nichts bekleidet war als mit Manschetten und Vatermördern.

Iwan III. hatte das alte Schloss in Moskau, den Kreml, zu einem Kaiserpalast umgeschaffen; sein Sohn suchte nun auch Ton und Sitte hier den Bräuchen zu nähern, die an den europäischen Höfen herrschten. Indess wie der Name Kreml tatarisch ist — er bedeutet

Festung, — so blieb auch die Sache, die er bezeichnet, im Grunde asiatisch. Nur im Ceremoniell bekam das Hofleben den Anstrich der abendländischen Civilisation.

Kamen fremde Gesandte nach Russland, so waren die Provinzialbehörden angewiesen, ihnen die Reise zur Hauptstadt durch allerhand zeitraubende Förmlichkeiten zu verzögern, damit sie nicht früher in Moskau anlangten, als bis dort alle die Vorbereitungen, die geeignet schienen, die Grösse des Zaren recht anschaulich zu machen, vollendet waren. Auch nach ihrer Ankunft in der Residenz mussten sie erst eine Weile schmachten, ehe sie die Vergünstigung erhielten, vor das Angesicht des Zaren zu treten. Wenn sie nun zur Audienz nach dem Kreml ritten, so fanden sie die Strassen überall von einer gewaltigen Menge Volkes dicht erfüllt, die grossentheils gut gekleidet war. Sie bekamen hiedurch eine vortheilhafte Vorstellung von der Bevölkerung und dem Wohlstande der Stadt. Denn sie wussten nicht, dass auf Befehl des Zaren alle Edelleute, Beamte und Soldaten aus der Umgegend viele Meilen in die Runde sich zu dieser Feierlichkeit hatten hieher verfügen, und dass die Kaufleute und Handwerker in Moskau an diesem Tage hatten ihre Läden schliessen müssen.

Von der Herberge, wo die Gesandten wohnten, bis zum Thronsaal, in welchem der Grossfürst ihrer wartete, war ein ununterbrochenes Spalier gebildet, welches bis zum Kreml aus Bürgern und Edelleuten, im Vorhof des Palastes aus Soldaten, in der Vorhalle aus Bojaren, im

Vorzimmer aus Knäsen bestand. In jedem folgenden dieser Räume wurden die Gesandten von anderen und vornehmeren Beamten bewillkommnet und weiter geleitet. Die Spalierbildenden aber grüssten weder, noch gaben sie sonst ein Lebenszeichen von sich; sie dienten nur zur Dekoration.

Vor dem Schlosshof hatten die Gesandten von ihren Pferden steigen müssen; denn nur der Zar durfte hier einreiten; bei der Audienz liess man sie ebenfalls die Erhabenheit des moskowitischen Herrschers über alle andern Potentaten der Welt empfinden. Als sie in den Thronsaal eintraten, standen die hier versammelten Räthe und Höflinge auf, der Zar und die Prinzen blieben sitzen. Einer der Minister sprach: „Grosser Herrscher! Der Gesandte N. N. schlägt die Stirn vor dir!“ (d. h. er begrüsst dich durch Niederfallen). Dies war die Einführungsformel.

Der Zar sass auf dem Throne; an der Wand neben ihm hing das von Gold und Farben glänzende Bild seines Schutzheiligen; zu seiner Rechten lag auf einer Bank der Kolbok, die Zarenmütze, eine kegelförmige Kappe, auf deren Spitze ein goldener Knopf sass, welcher ein Kreuz von Edelsteinen trug; zur Linken lag das Posoch oder Zepter, ein goldener Stab mit kreuzförmigem Griff. Neben dem Zepter standen ein Waschbecken und zwei Wasserflaschen, über welche ein Handtuch gebreitet war.

Dem Throne gegenüber befand sich eine niedrigere

Bank; dorthin hiess der Zar die Gesandten sich setzen. Nun begann die Unterredung, die ein Dollmetscher vermittelte. Als der Name des Königs, den diese Gesandtschaft vertrat, ausgesprochen wurde, erhob sich der Zar und sprach: „Ist mein Bruder, euer König, gesund?“ „Er ist gesund,“ erwiederte der Sprecher der Gesandtschaft, und der Zar setzte sich. Dann rief er die Gesandten zu sich, gab ihnen die Hand und fragte einen jeden: „Bist du gesund hergeritten?“ Nach Gebrauch erfolgte die Antwort: „Gott gebe dir Gesundheit viele Jahre! ich bin durch Gottes Güte und deine Gnade gesund.“ Dann befahl er ihnen sich wieder zu setzen, und sie ihrerseits dankten durch Kopfneigung allen ringsum zu ihrer Ehre stehenden Knäsen und Ministern. Diese Magnaten waren angethan mit Kleidern und Pelzen, welche von Edelsteinen und Perlen starrten, und auf ihrer Brust kreuzten sich goldene Ehrenketten; manche trugen auch am Aermel eine goldene Schaumünze als Ehrenzeichen. Neben einem jeden lag auf seiner Bank die ellenhohe schwarze Fuchspelzmütze.

Der Zar wusch sich nun die Hände. Denn durch Berührung der Ketzer — die Gesandten waren römische Katholiken — hatte er sich nach dem Glauben seiner Kirche verunreinigt.[24]) Dann sagte er zu den Fremden: „Ihr sollt mit mir Brot und Salz essen.“ Damit war diese Vorstellung zu Ende, und es ging jetzt zur Tafel.

Die Mitte des Speisesaales nahm ein Tischchen mit Trinkgeschirr ein. Zur Seite rechts war für den Zaren

und die Prinzen ein Tisch gedeckt, links ein Tisch für die Gesandtschaft, im Hintergrunde Tische für die Knäse, Hofbeamten und anderen Gäste. Dem Zaren, jedem Prinzen und jedem Gesandten war zu beiden Seiten am Tische soviel freier Raum gelassen, als man mit ausgebreiteten Armen fassen kann. Zwischen je vier Couverten stand ein Gefäss mit Essig, eins mit Salz und eins mit Pfeffer; diese Fässchen wie überhaupt alle Schüsseln und Geräthe bei Tafel waren von Gold oder Silber, je nach dem Range der Speisenden. Nachdem die Gäste sämmtlich ihre Plätze eingenommen, brach der Zar längliche Stückchen Brod ab und reichte sie einem Diener mit der Weisung, sie den Gesandten zu überbringen. Dies geschah, und der Diener sprach dabei: „Höre N. N.! Der grosse Herrscher Wassilji, von Gottes Gnaden Zar und Herr von ganz Russland und Grossfürst, erweist dir Gnade, er schickt dir Brot von seinem Tisch!“ Der Dollmetscher wiederholte die Worte des Dieners mit feierlich ernster Stimme. Die Gesandten und alle Gäste hörten es stehend an, und jene verbeugten sich dankend gegen den Zaren, dann gegen die übrige Gesellschaft. Nach Auffassung der Russen sollte das Brot die Gnade, das Salz die Liebe des Gebers bedeuten. Doch in den Augen der Fremden hatte das moskowitische Brot eine ominöse Gestalt, es war nämlich wie eine Pferdehalfter geformt, und sie dachten dabei an das Joch ewiger Knechtschaft, welches auf diesem Volke lag.

Die Mahlzeit begann mit Schnaps und zwar Kirsch-

branntwein. Das erste Gericht bestand in gebratenen Schwänen. Drei derselben wurden vor den Zaren gesetzt; er stach mit dem Messer hinein und wählte den besten für sich aus. Von jeder Speise musste der Truchsess vorkosten. Die Gesandten bekamen noch öfters einen Bissen vom Zarentisch zugeschickt, und jedesmal mussten sie dieselbe Ceremonie, wie bei Empfang des Brotes, durchmachen.

Man trank Malvasier und andere griechische Weine, auch Meth. Wer eine Gesundheit ausbringen wollte, trat in die Mitte des Zimmers, sprach seinen Toast, leerte den Becher und machte die Nagelprobe. Der Gast, dem man zugetrunken, musste ebenso Bescheid thun, und die Russen liessen es sich sehr angelegen sein, den fremden Gesandten auf diese Weise einen tüchtigen Rausch zu bereiten. Man tafelte bei Hofe bis spät in die Nacht hinein, und gewöhnlich kam die ganze Gesellschaft in der That mehr oder weniger betrunken nach Hause.

Wassilji IV. liebte die Jagd, besonders die ungefährliche, auf Hasen. Zu diesem Vergnügen pflegte er ausser den vornehmsten seiner Räthe und Höflinge auch die fremden Gesandten einzuladen. Eine solche Ehre wurde unter andern dem Baron Sigismund von Herberstein zu Theil, der sich zweimal, in den Jahren 1517 und 1526, als Bevollmächtigter des deutschen Kaisers zu Moskau aufhielt. Er beschreibt die Hofjagden, denen er beiwohnte, folgendermassen:[25])

„Der Hasenpark des Grossfürsten befindet sich nicht

weit von der Stadt Moskau; es ist ein umhegtes, hie und da mit Buschwerk besetztes, geräumiges Feld. Eine grosse Menge Hasen wird hier gehalten; doch lässt der Zar, wenn er jagen will, noch eine Anzahl dieser Thiere aus seinen übrigen nicht zu weit entlegenen Thierparken hieher bringen. Als wir uns dem Befehle gemäss am Ort des Stelldicheins einfanden, war der Zar schon angelangt. Wir sprangen von den Pferden, um ihn zu begrüssen, und er zog seine Handschuhe aus und reichte uns sehr leutselig die Hand. Dann hiess er uns wieder aufsitzen und ihm folgen. Er war im Jagdcostüm; an seiner Mütze hingen vorne und hinten Kettchen, von denen lange, schmale Blätter dünnen Goldblechs sich wie Federn auf- und niederbewegten. Sein Rock war von Goldstoff und reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Aus seinem Gürtel hingen nach russischer Sitte zwei längliche Messer und ein Dolch. Hinten im Gürtel stak eine eigenthümliche Waffe, deren sich die Russen im Kriege zu bedienen pflegen; nämlich ein Stock, etwas länger als eine Elle, an dessen Spitze ein lederner, etwa zehn Zoll langer Riemen befestigt ist, welcher eine eiserne Keule trägt.

An der rechten Seite des Zaren ritt Scheale, der vertriebene König von Kasan, ein Tatar, wie schon sein Aeusseres zeigte; denn seine Bewaffnung bestand aus zwei Köchern; der eine enthielt seinen Bogen, der andre die Pfeile. Zur Linken des Zaren ritten seine Günstlinge, zwei junge Knäse, welche ihm den Topor, das ist

ein elfenbeinernes Beil, und den Schestopero, eine sechszinkige Keule, trugen.

Jedem von uns war ein Mann beigegeben worden, der einen Hund führte. Als wir nun im Park angekommen waren, sprach der Zar zu uns: „Es ist hier Sitte, dass bei der Jagd sowohl wir selbst der Zar als auch alle Männer von Rang mit eigenen Händen die Hunde leiten. Thut daher ebenso!“ Er sagte dies, weil der Russe den Hund eigentlich für ein unreines Thier hält und ihn daher nicht gern berührt. Wir erwiederten, bei uns herrsche derselbe Jagdgebrauch, und wir würden uns der Vergünstigung mit Dank bedienen.

Auf der einen Seite des Platzes standen in langer Reihe etwa hundert Treiber, von denen die eine Hälfte in Schwarz, die andere in Gelb gekleidet war. Nicht weit von ihnen hielt eine Menge von Reitern, welche verhindern sollten, dass die Hasen irgendwo durchbrächen. Zuerst liess der Zar seinen Hund los, dann wurde dasselbe dem König Scheale und uns erlaubt. Darauf rief der Zar dem Jagdmeister zu, die allgemeine Hetze dürfe beginnen. Dieser sprengte rasch zu den übrigen Jägern, und bald erhob sich einmüthiger Jagdruf und alle Hunde wurden entsandt. Es erfreute das Herz des Waidmanns, so viel und so verschiedenes Gebell zu gleicher Zeit zu hören. Der Zar hat eine ganz vortreffliche Meute; besonders die sogenannten Kurtzos, welche bloss Hasen verfolgen, sind sehr schön; sie haben dickbuschige Ruthen und Ohren. Wenn der Hase sich zeigt, so werden

drei, vier, fünf, auch mehr Hunde auf ihn geschickt, und ist er gefasst, so erhebt sich ein grosser Jubel, als ob man wer weiss was für ein gewaltiges Wild gefangen hätte.

In der Nähe des Zaren befindet sich allemal in irgend einem Gebüsch ein Mann, der einen Hasen im Sack hat. Wenn nun dem Zaren nicht rasch genug ein Thier in den Weg läuft, so schreit er: Hui! hui! Dann öffnet jener seinen Sack, und der Hase ist da. So geschiehts denn, dass man bei diesen Hofjagden Hasen sieht, die ganz schläfrig laufen und unter den Hunden Sprünge machen, wie Lämmer in der Heerde.

Wessen Hund die meisten Thiere fängt, der hat die Ehre des Tages, und ist es ein vornehmer Mann, so klatscht der Zar selber ihm Beifall.

Im Ganzen wurden diesmal dreihundert Hasen erbeutet, wie die Zählung am Schlusse der Jagd ergab.

Eine halbe Meile vor der Stadt steht ein hölzerner Thurm. Dorthin brachen wir jetzt auf. Es waren daselbst einige Zelte errichtet, eines gross wie ein Haus für den Zaren, ein zweites für Scheale, ein drittes für uns, die andern für das Gefolge. Nachdem der Zar hier seine Kleider gewechselt, liess er uns in sein Zelt entbieten. Er sass auf einem elfenbeinernen Stuhle zwischen dem Könige und den beiden Jünglingen; wir nahmen ihm gegenüber Platz. Nun traten Diener herein, welche mit gebogenen Knieen den Imbiss reichten, Kuchen von Koriander, Anis und Mandeln, dann Nüsse, Knackmandeln

und eine ganze Pyramide von Zucker. Ebenso reichten sie die Getränke dar.

Zur Zeit meiner ersten Gesandtschaft wurde hier gefrühstückt und dabei ereignete es sich, dass ein Stück geweihtes Brot, die Russen nennen es Marienbrot, auf die Erde fiel. Der Zar und alle Gäste waren darüber aufs äusserste bestürzt, doch wagte niemand die Brocken anzurühren; ein Priester musste kommen, um das heilige Brot aufzulesen und die Stätte zu entsündigen.

Diesmal störte nichts die allgemeine Freude, und der Zar liess uns ehrenvoll in unsere Herberge zurückgeleiten."

Ein anderes Vergnügen am Zarenhofe bestand in der Bärenhetze. Dieselbe ging im grossfürstlichen Bärenzwinger vor sich und wurde von Leuten aus dem niedrigsten Volke angestellt, die ihre Haut für geringe Bezahlung zu wagen bereit waren. Bewaffnet mit grossen hölzernen Gabeln, reizten und zerrten sie die Bären, und die Sprünge, welche sie dabei machen mussten, um den zornigen Thieren zu entwischen, gereichten den Zuschauern zu nicht geringer Belustigung. Manchmal wurden jene Possenreisser doch übel zugerichtet; dann zeigten sie ihre Wunden dem Zaren, und dieser liess sie heilen und schenkte ihnen zur Belohnung neue Kleider und einige Scheffel Getreide.

Auch die Falkenjagd war beliebt. Die Russen jagten mit ihren Kretschet oder Geierfalken besonders Schwäne und Kraniche. Diese Kretschet zeichneten sich durch

Grösse aus und hatten eine weisse oder eine scharlachene Farbe. Sie wurden zu vier bis sechs in einem und demselben Käfig verwahrt und hatten mancherlei Eigenthümlichkeiten. So nahmen sie das Futter stets in der Reihenfolge des Alters; sie wuschen sich nicht mit Wasser, sondern rieben sich das Ungeziefer mit Sand ab; sie liebten die Kälte so sehr, dass sie immer auf Eis oder Stein zu stehen suchten.

Im Ganzen bot der Hof zu Moskau gebildeten Ausländern nur wenig Zerstreuungen, und die fremden Gesandten sahen den Tag, an welchem sie sich zur Heimreise verabschieden konnten, in der Regel ohne Bedauern anbrechen. Der Zar pflegte ihnen zu dieser letzten Audienz einen Ehrenpelz von Zobelfell zu schenken. Einen solchen bekam auch Herberstein. Mit demselben angethan trat er vor den Fürsten, und der Dollmetscher rief: „Grosser Herrscher! erfüllt von deiner Gnade stösst Sigismund seine Stirn auf die Erde!“ Das hiess: „Er bedankt sich.“ Natürlich fiel es dem deutschen Freiherrn, dem Repräsentanten des Kaisers, nicht ein, sich, wie hier zu Lande üblich war, wirklich niederzuwerfen und mit der Stirn den Boden zu klopfen. Dem Ehrenkleid war eine Art von Geldgeschenk beigefügt: nämlich zweiundvierzig Zobelfelle, dreihundert Hermeline, fünfzehnhundert Eichhörnchen. Bei seiner ersten Gesandtschaft hatte Herberstein ausser dem Ehrenpelz einen Schlitten, bespannt mit einem prächtigen Pferde und bedeckt mit einem weissen Bärenfell, und noch einen

grossen Haufen ungesalzener, an der Luft gedörrter Fische erhalten. Dieselbe Freigebigkeit zeigte der Zar gegen Herbersteins Mitgesandten, den Grafen Leonhard von Nugarola.

Die ausgedehnteste Gastfreundschaft war übrigens in allen Schichten der Nation zu Hause. Der Russe hielt sie heilig, und ihre Ausübung begründete ihm ein Verhältniss von gegenseitigen Pflichten und Rechten, für welches er ein eigenes Wort hatte: Chlebosolstwo, das ist Brotsalzschaft. Es gab keinen bitterern Vorwurf der Undankbarkeit als den Ausruf: Er hat mein Brot und Salz vergessen!

Die Tugend der Gastlichkeit hing freilich ein wenig mit zwei andern Eigenschaften zusammen, die den Russen jener Zeit ebenfalls kennzeichneten, mit der Prunkliebe und der Genussucht. Er begnügte sich gern mit einer unbequemen, schlecht möblirten Wohnung, wenn er nur prächtige Kleider und vollauf Kirschbranntwein, Meth, Bier, Wildpret, Braten und Fisch hatte. Diese guten Dinge standen übrigens — Dank der Fruchtbarkeit des Bodens — ziemlich vielen zu Gebote, und das Wohlleben wäre allgemein gewesen, wenn nicht die Trägheit, die dem Russen nicht minder eigen war, es gehindert hätte. Nur im Handel pflegte seine Thätigkeit grosse Gewinne abzuwerfen. Denn für diese Art des Erwerbes hat der Russe viel natürliche Anlage. Er übertrifft darin noch den Juden. Es geschah daher nicht ohne Grund, dass Peter der Grosse, als ihn in Holland die Israeliten

baten, sie in seinem Reiche zuzulassen, ernstlich davon abrieth: „Sie würden mit seinen Russen ganz gewiss schlechte Geschäfte machen und von ihnen übers Ohr gehauen werden.“

Es ist merkwürdig, dass bei aller Pfiffigkeit und Verschmitztheit der gemeine Mann in Russland sich doch oft so harmlos, sorglos und gutmüthig wie ein Kind zeigt. Aber freilich auch die Kinder pflegen ganz gute Diplomaten zu sein, denn sie fühlen sich als die Schwächeren.

Man kannte übrigens den russischen Händler nicht bloss als schlauen Geschäftsmann, sondern auch als einen abgefeimten Betrüger. Er selbst wusste dies ganz gut und er suchte daher, wenn er mit Fremden Geschäfte machen wollte, seine Nationalität zu verleugnen.

Auch der russische Beamte war in der Regel ein Spitzbube. Die hohen Würdenträger bestahlen den Staat, um Luxus zu treiben; ihre Untergebenen thaten es, um nicht zu verhungern. Denn ihre Besoldung war erbärmlich. Man konnte von ihnen alles kaufen, auch das Recht, und die Bestechlichkeit eines von Armuth bedrängten Richters galt fast als ein nothwendiges Uebel. Dem Zaren Wassilji IV. wurde einmal ein Richter angezeigt, der von beiden Parteien Geld genommen und dann für den entschieden hatte, welcher das meiste zahlte. Der Angeklagte leugnete dies nicht, meinte aber, er habe doch einem reichen und vornehmen Manne eher Glauben schenken müssen, als einem armen und gemeinen Kerle. Der Zar begnügte sich mit dieser Entschul-

digung, er stiess zwar das Urtheil um, bestrafte jedoch den ungerechten Richter nicht.

Eine noch weit schlimmere Landplage als die habsüchtige, käufliche Beamtenschaft war der russische Adel. Fünf Tage in der Woche musste der Bauer für seinen Herrn arbeiten, und was er am sechsten für sich erwarb, wurde ihm oft auch noch von dem Edelmann, wenn nicht von durchziehenden Soldaten, weggenommen. Er hiess bei seinen Bedrängern der Stänker (smerd) oder auch Schwarzmann. Hatte der Edelmann alle seine Schwarzen durchgebracht und besass nun keinen mehr, der ihn ernährte, so lungerte er am Hofe eines Knäsen, um irgend ein Geschenk oder ein Aemtchen zu erschnappen. Handarbeit zu thun hielt er unter seiner Würde. Dagegen hielt er es nicht für unadlig, die Schalen von Melonen, Knoblauch, Zwiebeln oder anderes Essbare, was jemand fortgeworfen, von der Erde aufzulesen und zu verzehren. Gegen Bürger und Bauern zeigte er Bettelstolz, gegen Vornehmere Speichelleckerei und gänzlichen Mangel an Galle.

Die Geistlichkeit verdiente nicht viel mehr Achtung; sie war grösstentheils unwissend und sittenlos und suchte dann oft mit den plumpesten Mitteln den Schein der Heiligkeit zu retten. Der Metropolit Daniel z. B. fröhnte der Völlerei, aber vor dem Gottesdienste pflegte er sich das Antlitz mit Schwefel zu beräuchern, um eine bleiche Hungerfarbe zu erzielen. Trotz aller Vorsicht liessen sich indess nicht selten schwer betrunkene Priester auf

der Strasse ertappen; sie wurden dann von Polizei wegen mit einer Tracht Prügel bestraft. Sie nahmen diese Züchtigung in der Regel sehr ruhig hin, und wenn sie sich dabei über etwas beklagten, so war es, dass der Büttel und nicht, wie ihrem Stande gemäss sei, ein Bojar ihnen die Hiebe ertheilte. Der Klerus genoss überhaupt im Staate wenig Vorrechte. Ein Statthalter liess einmal einen Popen, welcher gestohlen hatte, aufhängen, und als ihn der Metropolit deshalb beim Zaren verklagte, sprach er: „Ich habe nicht den Priester, sondern den Dieb gerichtet.“ Der Zar billigte denn auch sein Verfahren.

In andern Ländern konnte man von einem aristokratischen Typus, von besondern Eigenthümlichkeiten des Körpers bei den vornehmen Ständen reden; in Polen z. B. herrschten in den adligen Familien die braunen Augen und das schwarze Haar vor, während der Bauer viel öfters blond war; in Frankreich fand das umgekehrte Verhältnisss statt. Aber in Russland sah der Edelmann in der Regel ebenso aus wie der Knecht. Im Allgemeinen waren die Moskowiter mittlerer Grösse, vierschrötige untersetzte Gestalten mit kurzen Beinen und vorstehenden Bäuchen.[26]) Sie hatten bläulich graue Augen und einen langen Bart. Ihre Kleidung bestand aus einem Untergewande, welches am Halse mit buntem Zeuge verziert und mit silbernen oder vergoldeten Knöpfen geschlossen war; aus einem langen faltenlosen Oberrock mit engen Aermeln, der auf der Brust zugeknöpft wurde; aus rothen

kurzen Strümpfen und mit eisernen Nägeln beschlagenen Schuhen. Den Gürtel trugen sie nicht um die Taille, sondern um die Lenden und desto tiefer gebunden, je dicker der Bauch war. Das Haupt bedeckten sie mit einer kegelförmigen Mütze von Pelz oder Filz. Eine ähnliche Tracht war bei einigen Tatarenstämmen üblich; nur dass der Tatar die Nesteln des Oberrocks auf der linken Seite anbrachte, während der Russe rechts zuknöpfte.

Diese Einförmigkeit der äusseren Erscheinung passte sehr wohl für ein Volk von so gleichartiger Denk- und Gefühlsweise.

Obschon dem Zaren gegenüber alle Russen ohne Ausnahme Sklaven waren, so wurde doch im Staate wie in der Gesellschaft auf den Unterschied des Standes das grösste Gewicht gelegt. Das Zeugniss eines vornehmen Mannes hob vor dem Richter den Schwur vieler geringen Leute auf, und nur das Geld konnte mit Erfolg dem Rang entgegenwirken. Ebenso wenig galt der innere Werth im geselligen Verkehr.

Wahre Höflichkeit findet sich bei Naturvölkern und bei civilisirten Nationen, aber niemals bei halbgebildeten. In Russland traf man statt ihrer die Kriecherei und statt des Stolzes die Hoffahrt. Gleichstehende begegneten einander unter gaunerisch zugewogenen Förmlichkeiten; denn ein jeder suchte den andern auch in den Fragen der Etikette zu übervortheilen.

Schon an den Hausthüren konnte man den kindischen

Hochmuth des Russen sehen; sie waren an allen, auch an den grössten Häusern so niedrig, dass jeder Hineingehende sich schlechterdings bücken musste. War der Gast ins Zimmer getreten, so musste er entblössten Hauptes sich zuerst nach der Stelle begeben, wo das gemalte oder gegossene Bild des Schutzheiligen dieses Hauses sich befand. Dort machte er dreimal das Zeichen des Kreuzes vor demselben und verneigte sich, indem er betete: „Herr, erbarme dich meiner!“ Hierauf wandte er sich zu dem Wirth und begrüsste ihn mit den Worten: „Gott schenke dir Gesundheit!“ Dann reichten beide einander die Hände und gaben sich zwei Küsse, welche die Form des Kreuzes andeuten sollten. Zum Schluss folgte eine Reihe gegenseitiger Verbeugungen, wobei jeder genau aufpasste, wie tief der andere sich neigte und wie weit er den Kopf senkte. Denn keiner von beiden war gesonnen, sich auch nur um Haares Breite etwas zu vergeben. Dieselben ängstlich und misstrauisch abgemessenen Ceremonien wurden beim Abschiede beobachtet, und der Wirth geleitete seinen Gast je nach dessen Rang bis zur Hausthür oder nur bis zur Treppe, aber auf keinen Fall einen Schritt weiter, als durchaus erforderlich war.

Alle Geschäfte wurden sitzend verhandelt. Auf der Strasse ging nur der Arme zu Fuss; der Bemittelte ritt, und wenn sein Weg bloss ein paar Häuser weit war, so liess er das Pferd hinter sich hergehen — man sah doch, dass er eins hatte. In das Hofthor eines Vor-

nehmeren einzureiten war nicht verstattet, der Besucher musste vorher absteigen.

Noch viel gespreizter benahm sich der Russe, wenn er es mit einem Ausländer zu thun hatte. Dieses barbarische Volk hielt sich allen Ernstes für das vornehmste der Welt. Es verachtete die andern Nationen als Heiden oder Ketzer und die andern Könige als kleine Leute im Vergleich zu dem Zaren. Auf Schritt und Tritt merkte hier der Fremde, dass er in Asien sei.

Denselben Eindruck machte die Stellung, welche in Russland die Frau einnahm. Das Christenthum hatte dem weiblichen Geschlechte hier zwar einige Rechte verschafft, aber die russische Rohheit hielt sich in der Praxis lieber an das Beispiel der türkischen und mongolischen Nachbarn, als an die fränkischen Moden.

Es galt für unanständig, wenn der Jüngling um das Mädchen anhielt; vielmehr war es Sache des Vaters, sich einen Schwiegersohn zu suchen. Die Heirath wurde lediglich als Geschäftssache behandelt; man kaufte seiner Tochter die Ehe, wie man ihr ein Kleid oder jedes andere Bedürfniss kaufte. Der Vater bot an: „Ich habe eine Tochter", sprach er zu dem jungen Manne, der ihm gefiel, „und ich möchte dich zum Eidam haben." Darauf antwortete dieser: „Ich werde deinen Wunsch meinen Eltern mittheilen." Sind nun seine Angehörigen damit einverstanden, so kommen sie mit dem Vater des Mädchens zusammen und erörtern die Hauptsache: wieviel Mitgift wird die Braut erhalten? Von beiden Seiten wird

gefeilscht, endlich ist man einig: sie erhält so und so viel Sklaven, Vieh, Geräth. Dann wird der Tag der Hochzeit anberaumt, und gewöhnlich ist die Frist kurz. Vor der Trauung bekommt der Bräutigam seine Braut nicht zu sehen, es sei denn, dass er ein hohes Reugeld für den Fall seines Rücktritts kontraktlich zugesichert hätte. Die zur Hochzeit geladenen Gäste schicken ihm Geschenke, welche er sorgfältig verzeichnet und bis zur Hochzeit verwahrt. Nach derselben wählt er aus ihnen, was er behalten will, und lässt es auf dem Markte durch Sachverständige abschätzen. Denn binnen Jahresfrist muss er den Gebern den Werth wiedererstatten. Das Uebrige sendet er mit Dankesworten zurück. Von seinem künftigen Schwiegervater aber erhält er als erstes Geschenk eine Peitsche zum Zeichen, dass dieser nun seine Strafgewalt über die Tochter an ihn abtrete, und er steckt die Peitsche in seinen Gürtel, um sie fortan an seiner Linken zu tragen. Denn was dem europäischen Kavalier der Degen, das war dem Russen der Kantschu.

Neben der ersten Frau durfte der Mann noch eine zweite, unter Umständen auch eine dritte Frau heirathen, nur dass die später geschlossene Ehe nicht für voll angesehen wurde. Erst wenn jemand, der schon drei Frauen besass, noch eine vierte sich zulegen wollte, that das Gesetz ihm Einhalt.[27]) Aussereheliche Verbindungen waren ihm übrigens nicht unbedingt untersagt; nur mit verheiratheten Frauen durfte er sich nicht vergehen. Die Scheidung war ziemlich leicht und erfolgte in den vor-

nehmen Ständen oft auf den blossen Befehl des Zaren, wenn dieser irgend ein Interesse daran hatte, eine Ehe zu trennen.

Die eheliche Liebe war denn auch in der Regel nicht sehr gross. Am meisten litt dabei die Frau. Sie suchte sich die Neigung ihres Mannes zuweilen durch abergläubische Mittel zu gewinnen, z. B. dadurch, dass sie ihm Wasser, womit sie sich gewaschen, zu trinken gab. Wurde sie dabei ertappt, so traf sie eine Kirchenbusse, bestehend in sechswöchigem Fasten.

Dem Manne lag weniger an der Liebe, als an der Treue seiner Frau. Wenn er die Mittel dazu hatte, so hielt er sie in orientalischer Absperrung, liess sie weder ausgehen, noch sonst sich den Blicken fremder Männer zeigen. Selbst in die Kirche oder in das Haus einer verwandten Familie kam sie selten, so lange sie jung war. Nur an gewissen Festtagen wurde den Frauen und Mädchen Moskaus gestattet, nach einem Lustort vor der Stadt spazieren zu gehen, wo auf einer anmuthigen Wiese hohe Schaukeln errichtet waren. Dort durften sie sich der Ergötzlichkeit des Schaukelns hingeben, welche sie sehr liebten.

Sich zu küssen war auch unter Männern üblich und dann nur ein Ausdruck freundlicher Begrüssung. Liebende verstärkten den Kuss, indem der Mann seine Zunge in den Mund der Frau oder des Mädchens steckte.[28])

Von der Eifersucht, mit welcher die Moskowiter ihre Frauen bewachten, war im nördlichsten Russland, bei

den Lappen gerade das Gegentheil Sitte. Langte ein Kaufmann oder sonst ein Gast in der Hütte eines Lappen an, so quartierte ihn dieser bei seiner Frau ein und ging dann seinen Jagdgeschäften nach. Fand er bei seiner Heimkehr, dass seine Frau recht munter und aufgeregt aussah, so vermuthete er, dass der Gast seine Schuldigkeit gethan habe, und erwies ihm alle Ehre. Machte die Frau aber ein verdriessliches, unbefriedigtes Gesicht, so jagte er den unnützen Menschen als einen unhöflichen oder untüchtigen Mann aus dem Hause.

Uebrigens war es auch in Moskau mit der Tugend der Weiber nur schwach bestellt,[29]) und bei den Männern überwog die Geldgier fast immer die Eifersucht. Dazu kam, dass beide Geschlechter, wenigstens unter dem geringen Volke, die nämlichen Badehäuser besuchten, und dass man überhaupt für Schamhaftigkeit sehr wenig Sinn hatte. Es machte den Russinnen Spass, wenn ein Ausländer über ihre Ungenirtheit erröthete. In den niederen Ständen verhinderte ohnehin die Armuth jenes Absperrungsverfahren.

Auch darin glich die wohlhabende Russin einer Türkin, dass sie ihre Tage mit Nichtsthun verbrachte. Sie nähte, sie stickte ein wenig, um sich zu zerstreuen; aber jede wirkliche Arbeit im Hause wurde von Sklaven und Sklavinnen verrichtet. In den Haushaltungen der Armen war freilich auch dies anders; doch beschränkte wenigstens der Aberglaube auch hier die Thätigkeit des Weibes. Namentlich durften weibliche Hände kein Thier

tödten, es wurde sonst unrein und gehörte dann zu den verbotenen Speisen. Wollte die Frau ein Huhn oder sonst ein Thier für die Küche zubereiten, so musste sie, falls gerade kein Mann im Hause war, mit dem Thiere auf die Strasse hinaustreten und irgend einen Vorübergehenden um die Gefälligkeit bitten, ihm den Hals umzudrehen oder es abzustechen.

Trost für ihre Entbehrungen suchte die Frau ebenso wie der Mann bei der Flasche. Die Trunksucht war allgemein. Die stumpfen Nerven verlangten überhaupt sehr heftige Erschütterungen, und was anderwärts als Zartheit geschätzt ward, verachtete man hier als Schwäche. Ein deutscher Schmied Namens Jordan hatte sich in Moskau niedergelassen und eine Russin geheirathet. Nach einiger Zeit sprach Frau Jordan zu ihm: „Warum liebst du mich nicht?"

„Ich liebe dich ja!" antwortete der Deutsche verwundert.

„Du hast es doch noch nicht bewiesen!" murrte die Frau.

„Welchen Beweis verlangst du denn?"

„Du hast mich noch nicht ein einziges Mal geschlagen!"

„Prügel hielt ich freilich nicht für Zeichen der Liebe," meinte der Schmied lächelnd. „Doch wenn dir daran liegt, so will ich auch hierin das Meine thun."

Bei der nächsten Gelegenheit bedachte Herr Jordan

seine Frau mit einer tüchtigen Tracht Schläge, und er fand, dass sie seitdem viel zärtlicher gegen ihn war. Er merkte sich dies und sobald die Zuneigung seiner Frau wieder erkalten wollte, griff er zum Stock und prügelte sie halbtodt. Er betheuerte dem Baron von Herberstein, der diese Geschichte mittheilt, dass das Mittel probat sei.[30])

Auch die Knechte hielten einen Herrn, der nicht prügelte, für ein Unding. Sie arbeiteten nur, wenn sie ab und zu als Aufmunterung Hiebe bekamen. Uebrigens standen selbst die vornehmsten Männer unter dem Stock und der Knute, denn sie waren eben die Sklaven des Zaren. Es wurde in der Hütte und im Palast geprügelt. Darum übte sich Hoch und Niedrig schon in der Jugend solche körperliche Schmerzen zu ertragen; denn ein dickes Fell war Goldes werth. Wie bei uns die Knaben Soldaten spielen, so spielten sie in Russland Prügelknecht, und wer die meisten Hiebe aushalten konnte, war Knäs.

Man betrachtete die Prügelstrafe als eine nothwendige Aeusserung der väterlichen Gewalt, nach dem Spruche der Bibel: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und man nahm es deshalb für ein Zeichen der Gleichgiltigkeit, wenn der Mann seine Frau, der Herr seine Knechte, der Zar seine Unterthanen zu prügeln unterliess. Alle diese Verhältnisse waren patriarchalischer Natur.

Der Vater durfte seine Kinder auch verkaufen, und

wenn der verkaufte Sohn auf irgend eine Weise wieder frei wurde, so fiel er von neuem der väterlichen Gewalt anheim, und der Vater durfte ihn abermals verkaufen. Erst nach viermaligem Verkauf verlor er sein Recht auf den Sohn.

Die Knechtschaft galt in Russland als der ordentliche Zustand der Dinge, die Freiheit schien widernatürlich. Darum mochte der Russe viel lieber Knecht sein, als sich selbst befehlen; das letztere verstand er eben nicht. Es war herkömmlich, dass reiche Leute auf dem Todbette oder in ihrem Testamente einige ihrer Sklaven lossprachen. Aber den Freigelassenen fiel es nicht im Traume ein, die Freiheit zu behalten; sie beeilten sich jemand ausfindig zu machen, der Lust und die Mittel hätte, sie zu kaufen, und für den Erlös ihrer Person betranken sie sich. Selten entlief ein Sklave; denn ein Entlaufener bekam nicht leicht einen neuen Herrn. Dagegen gebot dem Herrn die Klugheit, seine Knechte nicht allzustreng zu behandeln, weil sonst andere abgeschreckt wurden, sich oder ihre Kinder ihm zu verkaufen. Das Recht über Leben und Tod hatte allein der Zar; jede andere Strafe durfte die Herrschaft verhängen.

Von den Einflüssen, welche die abendländische Civilisation seit Iwan III. bei Hofe zu üben begann, erhielten sich Denkart und Sitte des Volkes noch lange Zeit völlig frei; der Russe betrachtete das neuernde europäische Wesen sogar mit tiefem Misstrauen und Unbehagen. Es erregte nicht geringen Anstoss, dass Iwan III. beim

Herannahen des Todes unterlassen hatte, sich dem alten Brauche gemäss als Mönch einzukleiden, und dass er in seiner weltlichen Tracht und im Lehnstuhl gestorben war. Noch mehr missfiel es der Nation, beim Ableben Wassilji's IV. sehen zu müssen, dass dessen Witwe Helene nicht, wie es für grossfürstliche Witwen hergebracht war, ins Kloster ging, sondern die Regierung für ihren unmündigen Sohn übernahm und ihr Leben durch mancherlei Liebeshändel zu verschönern suchte. Sie regierte gut, aber dies gereichte ihr bei dem Volke nicht zur Entschuldigung, und so durften ein paar ehrgeizige Magnaten es wagen, sie durch Gift aus dem Wege zu räumen und sich selber der Zügel des Staates zu bemächtigen. Mit derselben Gewaltsamkeit beseitigten sie Helenens Verwandte und Günstlinge. Dann aber kehrten die neuen Machthaber gegen einander ihre Waffen, und der Hof blieb ein Tummelplatz der Ränke und der Verbrechen. Niedrige Verschlagenheit, brutale Anmassung und kaltblütige Grausamkeit, das waren die Kräfte, welche die Spitzen der Nation zur Geltung brachten, als auf dem Zarenthron ein Kind sass.

Ein Vormund verdrängte den andern; wie ein Spielball ging der Grossfürst, der junge Iwan IV., von Hand zu Hand. So wuchs er schlechterzogen und wenig beachtet auf. Aber plötzlich schoss aus diesem Knaben die Gewalt eines Charakters hervor, der ihn dann zur Geissel der russischen Aristokratie gemacht und ihm den Beinamen des Schrecklichen verschafft hat. Er war erst

vierzehn Jahre alt, als er eines Tages in den Staatsrath kam und hier zum Staunen Aller eine Rede hielt, in der er sich über den Missbrauch beklagte, den man mit seiner Jugend getrieben. Dann befahl er den Strassenvögten, den bisherigen Regenten, den Fürsten Schuiski, welchen er als den Hauptschuldigen betrachtete, zu greifen, und liess ihn so lange knuten, bis er den Geist aufgab. Der ganze Hof zitterte vor dem Strafgericht, das so unerwartet hereinbrach. Ein Bojar, Namens Buturlin, welcher der Hinrichtung Schuiski's beiwohnte, rief entsetzt aus: „Das wird ein schrecklicher Zar!“ er büsste dieses Wort mit dem Tode; Iwan liess ihm durch Henkershand die Zunge abschneiden, und er verblutete sich. Nun wand sich, wohin der Blick des jungen Zaren fiel, alles vor ihm im Staube, und wenn er bisher seine Umgebung nur gehasst hatte, so lernte er jetzt auch die Menschen verachten und ihnen misstrauen. Doch die sklavische Unterwürfigkeit der Grossen, welche bisher hier in unverschämtester Weise die Herren gespielt, erweichte ihn nicht; zwei Jahre lang fuhr er fort, den Schrecken zu verbreiten, indem er mit der Knute und dem Richtschwert gegen Schuldige und Unschuldige wüthete.

Aber dann schien die Wildheit seiner Natur sich ausgetobt zu haben; es folgten Jahre, in denen er den Rath tugendhafter Männer hörte, mit Mässigung herrschte und mit Weisheit verwaltete. Diese gute Zeit endete, als seine Gattin Anastasia starb (1560); denn die Zariza

hatte auf sein Herz einen wohlthätigen Einfluss geübt. Iwan fiel jetzt wieder allen Dämonen seiner zwiespältigen Natur zur Beute. Sein Sinn hatte stets zum Aberglauben und zum Misstrauen geneigt; jetzt fand jedes leichtfertige böse Gerücht bei ihm ein offenes Ohr, wenn es von Nachstellungen, Verrath, feindlicher Hexenkunst und andern Gefahren sprach. Er beschloss alles zu vernichten, was in Russland seiner Person oder seiner unumschränkten Fürstenmacht entgegenzutreten den Willen haben könnte. Zu diesem Zweck umgab er sich mit gewissenlosen Schergen und zerstörte auf die Einflüsterungen seiner Spione und auf eigene Einbildungen hin das Glück von vielen tausenden seiner Unterthanen. Alle Chronisten jener Zeit sind voll der Gräuel, welche Iwan verübte: „Das Blut floss im Zarenpalast wie auf den Strassen. Zwischen den dunkeln Mauern der Klöster und aus feuchten Kerkern ertönten die Seufzer unschuldiger Gefangenen.“ „Der Zar häufte Blut auf Blut; er tödtete Freunde und Feinde, Greise, Frauen, Kinder. Nero's und Caligula's Grausamkeiten kehrten hier zurück.“ Die Namen der auf Iwans Befehl Hingerichteten bilden eine grauenhaft lange Liste; es fehlt auf ihr fast keins der adligen Geschlechter, die in Russland damals vorhanden waren.[31])

Mit der Grausamkeit war die Wollust im Bunde, und die eine Leidenschaft erhielt von der andern immer neuen Antrieb. Das Werkzeug, dessen sich der Zar bei seinen Unthaten bediente, war seine Leibwache, die Opritschnina,

eine bewaffnete Bande vornehmer Edelleute, die an Frevelmuth dem Zaren nichts nachgaben und seine Ausschweifungen mit ihm theilten. In einem Lustschloss nahe bei Moskau, in der Alexandrowa Sloboda, feierte Iwan die tollsten Orgien, welche mit scheinheiligen Uebungen einer äusserlichen Frömmigkeit abwechselten; er nannte sich dort Abt, seine Spiessgesellen Ordensbrüder, und er hielt darauf, dass sie zur Messe und zum Hochamt ebenso pünktlich kamen, wie zum Zechgelage und zum Mordfest.

Uebrigens behandelte er die Geistlichkeit ebenso despotisch wie jeden andern Stand. Das Haupt der russischen Kirche, der Metropolit Philipp, wagte einmal in der Kirche dem Zaren seine Sünden vorzuhalten und ihn an Gottes Gericht zu erinnern. Dafür liess ihn der Zar während eines feierlichen Hochamts vom Altar reissen, seines bischöflichen Schmuckes berauben und mit Besen aus dem Tempel jagen. Dann wurde er in den Kittel eines Bettlers gesteckt, auf eine Schleife gesetzt und so durch die Strassen geschleppt. Er musste mit jahrelangem Gefängniss und dann noch mit dem Tode die Wahrheiten büssen, die er als oberster Bischof ausgesprochen.

Dennoch suchte sich Iwan in den Ruf kirchlicher Gesinnung zu bringen. So liess er aus Rücksicht auf die Volksstimmung die Gotteshäuser, die er den katholischen Littauern und den Lutheranern in Moskau eingeräumt, bald wieder niederreissen, und um sich als eifrigen

Christen zu bewähren, jagte er die Juden aus dem Lande. Diese Massregel sollte sogar noch für ein Zeichen der Gnade gelten; er hatte mit ihnen eigentlich Härteres vorgehabt. „Entweder wirst du ein Christ, oder ich lasse dich ersäufen!“ pflegte er sonst beim Anblick eines Juden zu sagen.

Die blinde Wuth, welche den Zaren hinriss, sobald man seinen Zorn oder Argwohn nur im geringsten reizte, war auch seinen nächsten Angehörigen verderblich. Noch sechsmal verheirathete er sich, zuweilen auf dem Wege der Brautschau, wobei er dann die übrigen jungen Damen seiner vorübergehenden Lust zu opfern und nachher mit einem Stück Geldes oder auch ohne solche Entschädigung zu entlassen pflegte.[32]) Die neue Gemahlin aber verstiess er bald wieder, wenn sie nicht ein früher Tod von den Leiden an der Seite eines solchen Scheusals erlöste. Unter seinen Söhnen war der älteste, Iwan, des Vaters Abbild und Liebling. Doch als der Jüngling einmal es sich herausnahm, eine eigene Meinung mit Lebhaftigkeit zu vertreten, da brauste der Jähzorn in dem alten Zaren auf, er schrie: „Du willst mir Vorschriften machen, mir, deinem Vater und Herrn?“ und zugleich hieb er mit seinem Keulenstock auf den Sohn ein, dass dieser tödtlich verwundet zu Boden sank. Nun kehrte die Besinnung dem Vater wieder, und sein Jammer war gross. So erfüllte sich, was er einst wie in Vorahnung dem Fürsten Kurbski geschrieben, welcher mit einigen andern Grossen vor dem Wütherich aus Russland geflohen war und

von Polen aus einen Absagebrief an ihn gerichtet hatte, wie die Aufschrift lautete: „An den einst herrlichen, hochberühmten Zaren, jetzt aber durch Bosheit und höllische Sünden im Herzen verfinsterten Tyrannen Iwan von Moskau.“ Ein treuer Sklave wagte es den Brief zu überbringen. Iwan bohrte ihm, während er die Botschaft entgegennahm, seinen spitzigen Stab in den Fuss, was jener ohne zu zucken litt. Ebenso standhaft duldete er dann Tortur und Tod für seinen Herrn. Den Brief beantwortete Iwan durch ein langes Schreiben, in welchem er alle Schuld ablehnt: „Das Gift der Natter ist auf deinen Lippen,“ heisst es darin, „und deine Worte sind scharf und todbringend wie Pfeile. Ich bin kein Tyrann, ich herrsche aber wie der Kaiser Augustus über den Erdkreis und theile als Alleinherrscher meine Gewalt mit keinem andern Sterblichen. Ich verderbe weder die Starken in Israel, noch röthe ich die Tempel mit dem Blute der Erschlagenen. Ich bestrafe nur Verräther und ich würde auch, wie Constantin der Grosse, meinen eigenen Sohn nicht verschonen, wenn ich ihn schuldig fände.“[33])

Wahr an Iwans Gegenrede ist nur soviel, dass die Verbrechen, mit denen er sich besudelte, die Ausschweifungen, mit denen er zugleich seinen Lüsten zu fröhnen und die Stimme seines Gewissens zu übertäuben suchte, ihn nicht gehindert haben, den Staat in leidlicher Ordnung zu halten. Aber das Erhebliche, was zu Russlands Wohl unter seiner Herrschaft geschehen ist, fällt

eben in die Zeit, wo er sich von Andern, von Männern wie Kurbski leiten liess — so die Verbesserung der Wehrkraft, insbesondere die Errichtung eines mit Feuergewehr bewaffneten Infanteriecorps, der Strelitzen d. i. Schützen, dann die Eroberung Astrachans, ferner die Einführung einer Art von Geschwornengerichten — oder es kommt auf fremde Rechnung, wie die Eroberung Sibiriens durch den Kosakenhetman Timofejew Jermak.

Auch der Aufschwung, den der russische Handel unter Iwan IV. nahm, ist nicht das Verdienst dieses Zaren. Letzterer beschädigte sogar den grossen Verkehr; denn im Jahre 1570 brach er Nowgorods letzte Lebenskraft, liess dort 15000 Bürger als Landesverräther niedermetzeln. Wenn gleichwohl der Handel Russlands im Ganzen grosse Fortschritte machte, so war dies dem Auslande zu danken. Es sandte nämlich im Jahre 1553 die englische Regierung eine Expedition unter Kapitän Chancellor in das nördliche Eismeer mit dem Auftrag, hier wo möglich einen Weg nach Indien zu entdecken, und mit Briefen an alle Beherrscher des unbekannten Nordens und Ostens versehen.[34]) Chancellor lief in die Dwinamündung ein und schickte seine Papiere nach Moskau. Der Zar ergriff natürlich gern diese Gelegenheit, mit dem westlichen Europa über See in Verbindung zu treten. Er überhäufte die Ankömmlinge mit Ehren und Geschenken und eröffnete durch sie den Kaufleuten der City so lockende Aussichten, dass in London sofort eine englisch-russische Handelsgesellschaft

gebildet wurde. Es entspann sich zwischen den beiden Ländern auf der Strasse über das Eismeer bald ein überaus lebhafter Waarenverkehr. Die Engländer brachten Tücher und Zucker und holten dafür die mannigfachen und werthvollen Produkte des weiten Zarenreiches. Da bot Grossrussland sein Getreide, Wachs, Honig, Talg, Häute, Theer und Flachs, der Ural seine edlen Steine, Marienglas und Salz, Sibirien sein Pelzwerk und fossiles Elfenbein; von der Wolga herauf kamen Fische und Kaviar, und Nowgorod, das noch nicht verwüstet war, beschaffte Perlen und Geierfalken.35) Kein Wunder, wenn die kluge Königin Elisabeth von England auf das eifrigste die Korrespondenz mit dem moskowitischen Zaren pflog. Sie richtete an den schrecklichen Iwan die schmeichelhaftesten Briefe, so dass dieser ihre Zärtlichkeiten zuletzt auf seine Person bezog und der jungfräulichen Königin seine Hand antrug.36) Indess Elisabeth hatte im verbindlichen Ablehnen solcher Anerbietungen bereits eine ungemeine Gewandtheit. Auffallend war dem Zaren, dass auch die Lady Hastings, der er dann die gleiche Ehre anthat, es ablehnte, seinen Thron mit ihm zu theilen; er meinte, Heinrich VIII. habe doch die englischen Damen weniger blöde gefunden.

Uebrigens hatte Iwan bei seiner Freundschaft für die Engländer noch etwas anderes im Auge. Seine rege Phantasie malte ihm aus, was ihm sein böses Gewissen zuweilen vorstellte, dass die russische Nation einmal Sprünge, wie ein scheu gewordenes Pferd machen, dass

der Reiter herunterfallen könne. Es ist wahr, er hatte unter seinem Volke alles, was Selbständigkeit des Denkens und Wollens verrieth, niedergemacht; er hatte insbesondere mit dem alten Adel gründlich aufgeräumt, unzählige grosse Grundbesitzer waren getödtet oder ins Elend gestossen und ihre Güter an Iwans Knechte vergeben worden. Doch eine Schranke ist auch in Russland der Despotie des Selbstherrschers gesteckt — die Palastrevolution; oder, wie später ein Russe selbst es ausgedrückt hat: *La tyrannie temperée par l'assassinat c'est la Magna Charte des Russes.*

Damals kam hiezu noch die Gefahr vor den Polen, die immer bereit waren, die Missvergnügten in einem Nachbarstaate zu unterstützen.

Kurz Iwan dachte für den schlimmsten Fall an ein behagliches Asyl in England. Es versteht sich von selbst, dass Elisabeth sich sehr gern erbötig zeigte, auf Verlangen einen so erlauchten und reichen Gast bei sich aufzunehmen.

Allein die grausamen Herrscher sind es nicht, gegen die man in Russland revoltirt hat. Iwan IV. ist nicht im Exil, noch durch die Hand eines Empörers, sondern in seinem Kreml gestorben, an einer Krankheit, die er sich durch seine sinnlichen Ausschweifungen zugezogen. Seine letzten Tage waren, wie sein ganzes Leben, getheilt zwischen Gott und dem Teufel, doch so, dass der Teufel bei weitem das meiste bekam. Der Zar hatte im März 1584, durch einen Kometen erschreckt, aus seinem

ganzen Reiche die berühmtesten Sterndeuter und Aerzte und ausserdem von Lappland einige erfahrene Hexenmeister, im Ganzen ihrer sechzig, nach Moskau bringen lassen; sie sollten ihm den Ausgang seiner Krankheit verkünden. Sie prophezeiten ihm den Tod bis zum achtzehnten des Monats. Dafür verhiess er ihnen den Scheiterhaufen. Aber seine Krankheit nahm rasch zu, und in demselben Grade stieg seine Bussfertigkeit. Doch nachdem er sein Haus bestellt und wie er glaubte, sich mit dem Himmel versöhnt hatte, suchte er eine letzte Freude in dem Anblick der Reichthümer, die er in seiner Schatzkammer aufgehäuft. Hier unter seinen Geldsäcken und Juwelen fand ihn seine Schwiegertochter, die fromme Zarewna Irene, welche kam, um den Sterbenden auf die Tröstungen der Religion zu verweisen. Aber Iwan antwortete mit so handgreiflichen Liebkosungen, dass sie schleunigst die Flucht ergriff.[37]) So brach der gefürchtete achtzehnte März heran. Der Kranke fühlte sich leichter und liess sich statt der Mönchskutte seinen goldbrokatenen Schlafrock anziehen. Er meinte, seinen biedern Leichnam verstehe er doch besser als die sechzig gelehrten Herren. Er befahl, das Brettspiel zu bringen; da, wie er die Steine aufsetzte, fiel er lautlos um; er war todt.

Russische Historiographen haben die Unthaten Iwans des Schrecklichen für Massregeln der Politik ausgeben wollen; aber sie gehören vielmehr zur Sittengeschichte Russlands. Man kann die Gesinnung und Denkweise

jenes Volkes nicht besser darstellen, als indem man erzählt, was es sich alles gefallen liess. Der Herr erregt hier unsern Abscheu, der Knecht unsern Ekel.

Ein deutscher Diplomat am Zarenhofe, ein sehr feiner Beobachter, schrieb kurz vor der Zeit, als Iwan IV. den Thron bestieg, die Bemerkung nieder: „Ungewiss ist es, ob die grosse Barbarei des russischen Volkes die Fürsten hier zu Tyrannen macht, oder ob durch die Tyrannei der Fürsten dieses Volk so ungeschlacht, roh und barbarisch geworden ist.“[38]) Für den Historiker ist die Sache nicht so zweifelhaft. Er wird das Urtheil jenes Philosophen bestätigen müssen, welcher behauptet, dass die Völker allemal die Regierung verdienen, die sie gerade haben. Des Reizes der Neuheit entbehrt zwar dieser Gedanke, und er mag manchem simpel erscheinen. Allein es ist das Vorrecht der Wahrheit, dass sie nicht immer geistreich zu sein braucht.

Doch ist damit freilich der Gegenstand nicht ganz erschöpft. Wenn unsere Augen länger auf dem Nachtstück verweilen, welches jenen Zaren und sein Volk darstellt, so beschleicht uns nach den Empfindungen des Abscheus und des Ekels noch ein drittes Gefühl, welches nicht so leicht zu benennen ist. Ich möchte es der Bangigkeit vergleichen, welche der stiere Blick des Wahnsinns zu erregen pflegt.

Zwar ein Höfling, dem der Zar bei Tafel zum Spass ein Ohr abschneidet, und der sich demüthig lächelnd für den gnädigen Scherz bedankt,[39]) das ist kein Schauspiel, welches

erschüttert. Dieser Schnörkel in dem Bilde Moskowiens wirkt eher komisch. Aber es giebt hier auch sehr ernsthafte Ausdrücke des Sklavensinns. Ein Gesandter Iwans des Schrecklichen, der Knäs Sugorski, erkrankte auf einer Reise im Jahre 1576 zu Tukkum. Der Herzog von Kurland erkundigte sich durch einen Kammerherrn täglich nach dem Befinden des vornehmen Gastes und erhielt jedesmal die Antwort: „An meinem Leben liegt nichts, wenn nur der Zar gesund ist.“ Als ihm eines Tages der Kurländer darauf erwiderte: „Aber wie ist es möglich, einem solchen Ungeheuer so ergeben zu sein?“ da sagte der Russe: „Vor kurzem liess der Zar einen Bojaren um nichtiger Ursachen willen spiessen. Der Unglückliche lebte noch folgenden Tages an seinem Pfahle, sein Weib und seine Kinder wehklagten neben ihm; er aber wiederholte unter den qualvollsten Schmerzen fortwährend die Worte: «Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!» Sieh, so hängen wir mit gleicher Treue an dem strengen, wie an dem gnädigen Herrn. Das ist alter russischer Brauch. Gott segne den Zaren!“ [40])

Und Sugorski war sonst ein verständiger Mann! Aber wir sehen, das Knechtthum war bei dieser Nation bereits zur fixen Idee geworden. Denn wie jener Bojar, so dachten mit sehr wenigen Ausnahmen alle Moskowiter. Der fanatische Knechtssinn gehörte zum Wesen dieses Volkes. Es erblickte in dem Zaren seinen politischen Gott und in der Despotie sein Staatsrecht; die Knechtschaft war ihm heilig und es rühmte sich

ihrer. Daher konnte der Zar wie ein Dalai Lama herrschen, unbeschränkt über die Geistlichkeit und über die Laien. Erkundigte sich ein Ausländer nach der moskowitischen Verfassung, so erhielt er überall in Russland eine und dieselbe Antwort: „Des Zaren Wort ist Gottes Stimme, des Zaren Wille ist Gottes Wille. Was er befiehlt, das geschieht und es giebt dagegen keinen Widerspruch. Er thue oder lasse, alles ist recht und gerecht wie in den Werken der Gottheit. Denn der Selbstherrscher ist nur der Vollstrecker des göttlichen Willens, wie schon sein Titel besagt: Gottes Schlüsselträger und Kammerherr.“[41]) Kurz, sich gegen die Misshandlungen des Zaren aufzulehnen, dieser Gedanke war dem russischen Volke gerade so unmöglich, als Empörung wider Gott, wenn er Hagel oder Pest sandte.

Denselben Geist unerschütterlicher Anhänglichkeit an den Herrscher und blinden unbedingten Gehorsams gegen dessen Gebote haben die Russen auch in den folgenden Jahrhunderten bewährt. Und selbst heute noch sind die Formeln „Gott und der Zar wollen es“, „Gott und der Zar wissen es“ in der russischen Sprache nicht veraltet, sondern voll Leben und Kraft. Denn „Gott und der Zar“ das ist wenigstens für den gemeinen Mann dort noch immer die Summe aller Gründe; einen Unterschied zwischen den beiden Gewalten macht er kaum, er glaubt an beide mit gleicher Inbrunst; doch hält er eher noch den Zaren für den Mächtigeren.

Unter den Gebildeten haben sich manche von den

alten Traditionen des politischen Aberglaubens losgemacht; aber wie es scheint, die meisten wollen noch immer den Despotismus, wenn nicht eines einzelnen Menschen, so doch der Nation. Ohne Scheu vor dem Rückfall in die Barbarei, welcher sie zutreiben, klatschen sie jenen Fanatikern Beifall, die im Namen des „heiligen Russlands“ die Knechtung ihrer deutschen Mitwohner verlangen. Statt zu hegen und zu pflegen, was noch an Freiheit des Geistes, an Selbständigkeit des Lebens, an Menschenwürde in den nichtrussischen Theilen des Reiches vorhanden ist, hassen sie es, weil es sich nicht gutwillig moskowisiren lässt.

DER FALSCHE DEMETRIUS.

Es giebt Geschichtschreiber, welche die Gräuelthaten Iwans IV. damit zu rechtfertigen suchen, dass sie ihnen die Unordnungen und Unfälle entgegenhalten, welche nach dem Tode dieses Tyrannen über Russland hereinbrachen. „Sehet!“ sprechen sie, „kaum ist der strenge Herr todt, kaum auf den harten Fürsten ein mildgesinnter gefolgt, so geht auch alles im Staate drunter und drüber. Ein frecher Günstling masst sich die Regierung an, er lässt den letzten Spross der Ruriks morden, er schwingt sich endlich selbst auf den Thron, den er zu behaupten doch nicht das Zeug hat. Empörung folgt auf Empörung, auch die Fremden greifen zu, Moskau selber geräth in die Gewalt des Polen. So stürzt das Reich in einen Abgrund von Unglück und Schande, und die Nation möchte mit ihren Seufzern den Herrscher aus seinem Grabe wieder erwecken, der einst ihr Schrecken war.“ Dies die Philosophie gewisser russischer Hofhistoriographen.

Die Geschichte ist eben ein Arsenal, in welchem ein jeder Zutritt hat; der Narr findet hier so gut einen Säbel,

wie der Weise. Aber gegen die ewigen Wahrheiten, welche in die Herzen der Menschen geschrieben sind, bleiben alle Waffen stumpf und alle Fechterkünste machtlos. Es wird nie gelingen, von Iwans Namen auch nur ein Atom der Schande zu nehmen, die auf ihm lastet.

Freilich, nach Iwan IV. kam bald die Anarchie; allein dass sie kam und dass sie so viel Elend mit sich führte, davon trug gerade die Missregierung jenes Zaren einen grossen Theil der Schuld. Er hatte überall im Lande gegen die alten grossen grundbesitzenden Geschlechter gewüthet und ihrer viele mit Stumpf und Stiel ausgerottet; was Wunder, dass der ländlichen Bevölkerung nun der gewohnte Halt fehlte? Die angestammte Herrschaft war dahin, die neue noch nicht eingewurzelt; der Umsturz hatte viele missvergnügt, alle aber unruhig und unsicher gemacht. Ein Volk in solcher Stimmung verirrt sich leicht.

Das Unglück wollte, dass Iwan IV. einen Sohn hinterliess, dessen leibliche und geistige Schwäche beinahe bis zum Blödsinn ging; dem König Storch in der Fabel von den Fröschen war hier der König Klotz gefolgt. Ein kleiner, aufgedunsener, bleicher Mann, träge und schwankend, wenn er ging, schwerköpfig und stumpf, wenn er sass — so sah Zar Feodor I. aus.[42]) Leidenschaften hatte er nicht; er that weder Gutes noch Böses; seine ganze Zeit theilte er zwischen Schlafen und Beten. Die Regierung überliess er seinem Schwager, dem Bojaren Boris Godunow.

Dieser glückliche Emporkömmling, der Sohn eines tatarischen Hauses, hat gegen die Ruriks eine Rolle gespielt, ungefähr wie einst die fränkischen Hausmaier gegen die entarteten Merovinger. Er herrschte an Stelle des Zaren, er beseitigte dessen Erben und nachdem der Thron erledigt war, liess er sich durch den Mund der Kirche als den Erwählten des Himmels bezeichnen.

Den Preis für diesen Beistand hatte Godunow bei Zeiten gezahlt: es war die Stiftung des russischen Patriarchats. Die griechische Kirche im Auslande, unter dem Joche der Ungläubigen schmachtend und des russischen Schutzes und Geldes bedürftig, liess nicht ungern ihre höchste geistliche Würde dorthin übergehen, wo die Gemeinde der Rechtgläubigen frei und mächtig war. Im Jahre 1588 erschien der Patriarch von Konstantinopel, Jeremias, in Moskau und erklärte sich bereit, den Primat der gesammten Kirche nach Russland zu verlegen und ihn demjenigen Bischof abzutreten, welchen der Zar ernennen würde. Godunow lenkte Feodors Wahl auf den Metropoliten von Moskau, Hiob, einen charakterlosen Menschen, von dem er sich bei seinen Unternehmungen jeden Vorschub versprechen durfte.[43])

Am 23. Januar 1589 geschah die Einweihung des neuen Oberhirten; sie wurde mit grösster Pracht in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä vorgenommen; der Zar, der Hof, alle hohen Beamten waren zugegen. Vor dem Altar stand in vollem Ornate und in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern ein Dankschreiben

an den Zaren und die Geistlichkeit haltend, der ernannte Oberbischof. Ein Minister trat auf ihn zu, in der Hand ebenfalls eine brennende Kerze, und sprach mit feierlich erhobener Stimme: „der rechtgläubige Zar, der allgemeine Weltpatriarch und die geheiligte Kirchenversammlung erheben dich auf den bischöflichen Stuhl von Wladimir, Moskau und ganz Russland.“ Hiob antwortete: „Ich bin ein sündiger Knecht; aber wenn der Selbstherrscher, der allgemeine Weltherr Jeremias und die heilige Kirchenversammlung mich dieses hohen Amtes würdigen, so empfange ich es mit Danksagung.“ Drei Tage darauf verrichtete der neue Patriarch von Moskau, die Mitra mit dem Kreuze und die Krone auf dem Haupte, zugleich mit dem byzantinischen Patriarchen in der Kirche den heiligen Dienst, und nachdem die Liturgie beendet war, hielt ihm der Zar die Begrüssungsrede; er gebot ihm darin, sich hinfort „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Zaren Haupt der Bischöfe, Vater der Väter und Patriarch aller nördlichen Länder“ zu nennen. Zum Schluss der Feierlichkeit hielt Hiob zu Esel einen Umritt um den Kreml, dessen Mauern er dabei mit Weihwasser besprengte und mit dem Kreuze bezeichnete.

Durch eine Verfassungsurkunde wurde dann die neue Würde gesetzlich bestätigt, und durch einen Ukas allen Völkern kund gethan: „da das alte Rom in das Verderben der Ketzerei gerathen, das neue Rom aber, Konstantinopel, in den Händen der gottlosen Mohamedaner sich befinde, so sei nun Moskau das dritte und rechte

Rom, und anstatt des von dem Geiste der Afterweisheit verfinsterten Lügenfürsten der abendländischen Kirche, der von seinen Brüdern, den Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, abgefallen, trete jetzt in deren Reihe als allgemeiner Weltbischof der Patriarch von Moskau und ganz Russland ein."

Nachdem Boris Godunow das Haupt der Geistlichkeit für sich gewonnen, glaubte er ungescheut auch das Verbrechen in seinen Dienst nehmen zu dürfen. Feodor war kinderlos, aber nicht ohne einen Erben; er hatte noch einen Bruder, den jungen Dimitri, Sohn Iwan's IV. von dessen sechster Frau Maria. Diese Zariza lebte mit ihrem Kinde in dem Städtchen Uglitsch, der gewöhnlichen Residenz missliebiger, aber nicht mit offener Ungnade belegter Fürstlichkeiten. Maria wachte über ihren Knaben mit Mutterangst; denn sie wusste, dass ihm insgeheim nachgestellt werde. Da griff Godunow zu offener Gewalt; der Streich sollte fallen, und wäre es am hellen Tage. Die Werkzeuge fand der reiche und mächtige Mann leicht. Ein Beamter in Uglitsch, Michael Bitjägowski, dessen Sohn Daniel und sein Vetter Nikita Katschalow veranstalteten ein Komplot, in welches sie die Wärterin des Zarewitsch, Wolochowa, und deren Sohn Joseph hineinzogen. Am 15. Mai 1591 Nachmittags geschah die That. Die Zarin hatte sich, um Mittagsruhe zu halten, in ihr Gemach zurückgezogen. Sie schläft; der kleine Dimitri, ein Knabe von acht Jahren, sitzt neben ihr und spielt. Da öffnet sich leise die Thür, die unge-

treue Wärterin blickt hinein und winkt ihm zu: „Komm mit! wir wollen auf den Hof spazieren gehn!“ Er geht vergnügt hinaus. „Da ist ja Joseph!“ ruft er draussen mit fröhlicher Stimme und reicht dem jungen Manne die Hand, während Wolochowa sich wegschleicht. Joseph fasst das Kind am Halse: „Herr! du hast ja ein neues Halsband um!“ „Nein! ein altes!“ antwortet das Kind und entblösst sich die Kehle. In demselben Augenblicke stösst jener mit dem Messer nach ihm, doch trifft der Stich nur leicht. Aber schon springen auch Daniel Bitjägowski und Nikita aus ihrem Hinterhalt hervor auf den Prinzen und tödten ihn vollends. Das Opfer fällt lautlos, aber der Himmel selber spricht. Von der nahen Kathedrale läutet's Sturm, und alle Glocken in der Stadt hallen nach. Der Glöckner hatte die That gesehen, er ruft die Bürger dem Zarewitsch zu Hilfe. In wenigen Minuten ist der Hof umzingelt. Da sieht man den Prinzen in seinem Blute liegen, und über ihn gebeugt die jammernde Mutter. Man fragt, man hört die Namen der Mörder, man sucht. Sie werden ergriffen und zu Tode gesteinigt. Den Leichnam Dimitri's stellen die Bürger in einem Sarge in der Kathedralkirche aus; dann senden sie einen Eilboten mit dem Bericht über das Ereigniss an den Zaren nach Moskau.

Aber dort war längst allen Thorwachen befohlen, jeden Eilboten zuerst vor Boris Godunow zu führen. Er nimmt die Depesche aus Uglitsch an sich, verbrennt sie und lässt statt ihrer einen andern Bericht schreiben des In-

halts: „Der Prinz litt an der fallenden Sucht, in einem solchen Anfall hat er sich, da die Zarin gerade nicht auf ihn Acht gab, die Kehle abgeschnitten.“ Dies verkündigt er dem Zaren und dem ganzen russischen Reiche als die Depesche von Uglitsch. Aber er will auch, dass jedermann von der Wahrheit dieser Botschaft überzeugt werde. Er schickt daher den Knäsen Wassilji Schuiski und einige andere seiner Gesellen, auf deren blinden Gehorsam, auf deren gewissenlose Dienstfertigkeit er sich verlassen kann, als Untersuchungs-Kommission nach Uglitsch. Diese halten mit der Zarin und deren Hausgenossen, mit der Geistlichkeit, mit allen Einwohnern der Stadt Verhör auf Verhör ab; allein niemand findet sich, der etwas anderes als die Wahrheit sagen mag. Die Uglitscher sind empört über den Frevel, den man in ihrer Mitte gewagt, den man an ihrem geliebten kleinen Prinzen verübt hat. Sie bezeugen, Männer und Weiber, Alt und Jung, einstimmig: „Der Zarewitsch ist von seinen Knechten Michael Bitjägowski und Genossen auf Befehl Boris Godunows ermordet worden.“ Doch Schuiski lässt sich dadurch nicht beirren, er diktirt die Aussagen in entsprechender Abänderung zu Protokoll, und so bringt die Kommission ein Aktenstück zu Stande, wie es Godunow haben will. Darauf erfolgt dann von Moskau das Erkenntniss: Die Zarin-Witwe wird zur Strafe ihrer Unachtsamkeit als Nonne eingekleidet und in das wüste Nikolauskloster jenseit Beelosero verbannt; die Einwohner von Uglitsch aber werden, weil sie durch Ermordung des

Bitjägowski und seiner Angehörigen unschuldig Blut vergossen, auch sich öffentlich in verleumderischen Reden wider Boris Godunow vergangen haben, mit dem Tode bestraft, welches Urtheil indess auf Godunows Fürbitte der Zar dahin mildert, dass nur die Rädelsführer das Leben verlieren, die weniger Gravirten nach Sibirien geschickt werden sollen.

Damit ist nun, wie Godunow meint, die Sache abgethan. Allein die Moskauer murren gegen sein Verfahren, und er legt doch gerade auf ihre Gunst so viel Werth. Da verfällt er auf ein energisches Mittel, sie auf andere Gedanken zu bringen. Am Abend vor Pfingsten bricht plötzlich in der Stadt ein Feuer aus, es verbreitet sich mit entsetzlicher Schnelligkeit von Gasse zu Gasse, denn die Häuser sind ja fast alle von Holz. So kommen mit einem Male viele Tausende von Familien um ihre ganze Habe und liegen obdachlos und bettelnd auf den Strassen. Nun zeigt sich Boris Godunow als Moskau's rettenden Engel. Er öffnet seine Schatzkammern, die ihm der Zar gefüllt hat; er opfert sein ungeheures Vermögen, um ganze Stadttheile wieder aufzubauen und die Rubel mit vollen Händen unter die Verarmten auszustreuen. Seitdem sind die Moskauer seine eifrigen Lobredner.

Auch um die Angelegenheiten des Reiches machte er sich verdient; man sah, er war ein thätiger und kluger Regent. Und so schien es denn ganz in der Ordnung, dass man ihn, als Feodor im Jahre 1598 starb, zu dessen

Nachfolger erwählte, zumal da seine Schwester, die fromme Zarin Irene, ihm gern den Thron überliess und in ein Kloster ging. Auch war der Reichstag, den er bei dem Erlöschen der Dynastie nach Moskau berufen — eine zahlreiche Versammlung von Knäsen, Bojaren, Geistlichen, Beamten und Provinzialdeputirten — ganz einstimmig in der Wahl. Doch glaubte Boris, selbst unter diesen Umständen noch eine Komödie aufführen zu müssen. Er lehnte die Krone ab; er habe einmal sich fest verschworen, er wolle niemals Zar sein. Klerus, Adel und Volk lagen in der Kirche auf den Knieen und flehten zu Gott, dass er den starren Sinn des Reichsverwesers erweiche; zwei Tage lang dauerte das Beten, aber Boris blieb hart wie ein Felsen. Da fasste der Patriarch Hiob mit allen Erzbischöfen und Bischöfen den Beschluss: „Wenn sich unser Herrscher Boris über uns erbarmt, so entbinden wir ihn seines Schwures, nicht Zar von Russland sein zu wollen; erbarmt er sich nicht, so thun wir ihn in den Kirchenbann, verlassen die wunderthätigen Heiligenbilder, untersagen Gottesdienst und Gesang in den heiligen Tempeln und geben das Volk der Verzweiflung, das Reich aber dem Verderben preis, und der Urheber des Elends mag es am Tage des jüngsten Gerichts vor Gott verantworten!“ Hierauf stellte sich Hiob an die Spitze einer grossen Prozession; voran ward das wladimirsche Bild der Mutter Gottes getragen; hinter dem Klerus folgten der Bojarenrath, der Hof, die Soldaten, Beamten und die städtischen Abgeordneten, zuletzt

die Einwohner von Moskau — dieser ungeheure Zug marschirte nach dem Nowodewitschikloster, in welchem sich der Unerbittliche befand. Hier angelangt liess der Patriarch die Heiligenbilder und Kreuze in die Zellen tragen und sprach zu Boris: „Siehe! du harter Mann! diesen Zug hat die Mutter Gottes unternommen, auf dass du dich schämest und in dich gehest!" Dann schlugen er und alle Bischöfe und Grossen vor Boris die Stirn zur Erde, und zugleich fiel die ganze Menschenmasse in den Zellen, innerhalb der Ringmauern und ausserhalb des Klosters mit entsetzlichem Jammergeschrei auf die Kniee: „Boris soll unser Zar sein! Boris unser Vater!" Es war ein allgemeines Geheul und Weinen; wer aber keine Thräne erzeugen konnte, der machte sich die Augen wenigstens mit Speichel nass. Da endlich ergab sich Boris in das Unabänderliche und rief mit zerknirschtem Herzen: „Herr! geheiliget sei dein Wille! leite mich auf der rechten Bahn und gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte!" „Amen! Amen!" antwortete jubelnd die Versammlung.

Nachdem der neue Zar die gewöhnlichen Feierlichkeiten der Krönung und Huldigung hatte vornehmen lassen, wollte er der Nation noch in ganz besonderer Weise, was sie an ihm gewonnen, recht zum Verständniss bringen. Hiob musste ein neues Kirchengebet für den Zaren aufsetzen und bekannt machen, und Zar und Patriarch befahlen, es solle in ganz Russland in allen Häusern bei den Mittags- und Abendmahlzeiten gelesen

werden. Demnach betete jetzt jeder rechtgläubige Russe täglich ein paar Mal „für Seelenheil und leibliches Wohlergehen des Grossfürsten Boris, des Dieners Gottes, des von dem Höchsten erkorenen und erhobenen Zaren, des Selbstherrschers über das ganze östliche und nördliche Land; für die Zarin und ihre Kinder; für die Wohlfahrt und Ruhe des Vaterlandes und der Kirche unter dem Zepter des einzigen christlichen Herrschers in der Welt; auf dass alle übrigen Herrscher sich vor ihm beugen und als Sklaven ihm dienen, seinen Namen verherrlichend von Meeren zu Meeren und bis ans Ende des Weltalls; auf dass die Russen gerührten Herzens immerdar Gott preisen für einen solchen Monarchen, dessen Geist ein Abgrund der Weisheit, dessen Herz von Liebe und Langmuth erfüllt ist; auf dass alle Länder vor dem Schwerte der Russen erzittern, das russische Land aber immer wachse und zunehme; auf dass die jungen blühenden Zweige des Hauses Boris emporschiessen und durch den Segen des Himmels Russland ununterbrochen beschatten von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Aber der Himmel erhörte diese Gebete keineswegs. Vielmehr that er Zeichen und Wunder, welche das Volk mit Angst und Grauen erfüllten und jedermann überzeugten, Gott billige die Wahl nicht, welche die freigelassene Nation getroffen. Frühlingsregen, die zehn Wochen anhielten, Fröste mitten im Sommer, Misswachs aller Orten und in Folge davon drei Jahre lang, von 1601 bis 1604, die fürchterlichste Hungersnoth, welche unermessliches

Elend verbreitete und alle Bande der Gesellschaft lockerte — das waren die Strafgerichte des Himmels! Vergebens erschöpfte der Zar alle seine Kassen und Vorrathshäuser; er gab täglich eine halbe Million Denga (14000 Thaler) hin, aber auf jeden, den er speiste, kamen hundert, welche verhungerten. Am entsetzlichsten wüthete der Hunger in den Provinzen; die Grossen entliessen ihre Sklaven, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten oder mochten; von den kleineren Wirthschaften gingen viele Tausende ganz ein, und das Land bedeckte sich mit Schwärmen von brot- und herrenlosen Bauern, welche sehr bald aus Bettlern Räuber wurden. Schien doch die Natur, die Erde selber sich zu empören und das Ende der Welt gekommen! Und mit Recht, denn auch die uralte Dynastie, die siebenhundert Jahre über Russland gewaltet und die heilige Kirche gestiftet, war ja zu Ende! Und auf ihrem Throne sass ihr Mörder! Wo ist Rettung vor dem Zorne des gerechten Gottes?

So seufzt und stöhnt das unglückliche Volk. Da, mitten in seine Verzweiflung trifft, wie ein Evangelium vom Himmel, die Kunde: „die alte Zarschaft ist nicht dahin, sie lebt noch, sie kommt wieder! Dimitri Iwans Sohn ist nicht todt, er hat sich vor seinen Feinden gerettet. Seht! er erscheint, um sein Volk zu erlösen und die Gnade des Himmels zurückzubringen!“ —

Es ist von Jesuitenköpfen manche feinere, manche glücklichere Schwindelei ersonnen worden; aber an Grossartigkeit des Unternehmens überragt die Leistung des

falschen Demetrius wohl alles andere, womit sich die Gesellschaft Jesu im Fache des politischen Humbugs versucht hat. Denn hier handelte es sich nicht um diesen oder jenen deutschen Kleinstaat, selbst nicht einmal um irgend einen abendländischen Königsthron; hier war eine ganze Menschheit in Roms Schafstall einzufangen: es galt Russland und damit die griechische Kirche zu erobern!

Der Ort, wo das Stück beginnt, ist der Hof des Fürsten Adam Wischnewetzki in dem volhynischen Städtchen Gaschtscha; die Zeit der Winter von 1603 zu 1604. Den Prolog spricht der Beichtvater des Fürsten, ein Jesuit. Er hält an seiner Hand einen jungen Menschen, welcher seit kurzem im Dienste des Fürsten steht. „Dieser Jüngling," so spricht der Pater zu den polnischen Herrschaften und Hofleuten, „dieser Jüngling hier das ist der todtgeglaubte Dimitri, der Zarewitsch von Moskau! Ein treuer Arzt entzog ihn den Verräthern in Uglitsch, sie tödteten statt seiner einen Knaben, der ihm sehr ähnlich war. Hier sind die Beweise!" Er überreichte ein Dokument und ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz.

Die folgende Scene spielt in Krakau bei dem päpstlichen Nuntius, Monsignore Rangoni. Sie ist geschäftlicher Art. Prinz Dimitri stellt eine Urkunde aus, worin er sich verpflichtet, zur katholischen Kirche überzutreten und auch seine Unterthanen katholisch zu machen. Dagegen verspricht der Nuntius, in Polen, in Rom, in ganz Europa für Dimitri's Echtheit einzustehen.

Die beiden Alliirten begeben sich dann zum Könige.

Sigismund ist ein Wasa, und er rühmt sich einer doppelten Krone, von Polen und von Schweden. Er ist daher sonst ein gar stolzer Herr; doch nachdem ihm der Nuntius in einer geheimen Unterredung den Stand der Dinge erklärt hat, da umarmt er den so wunderbar geretteten Prinzen und spricht gerührt: „Gott helfe Euch, Fürst Dimitri von Moskau! Wir erkennen in Euch den Sohn Iwans und bestimmen Euch zum Beweise Unserer Liebe jährlich die Summe von 40,000 Gulden. Als wahrem Freunde der Republik Polen steht es Euch frei, Euch der Hilfe Unserer Grossen zu bedienen."

Sigismund hat eigentlich mit dem Zaren Boris vor kurzem einen zwanzigjährigen Waffenstillstand abgeschlossen; aber er ist durch die Jesuiten belehrt worden, dass er nichtsdestoweniger seinen Vasallen sehr wohl befehlen dürfe, für Dimitri gegen Boris zu kämpfen; er selbst bleibe ja neutral.

Hierauf kehrt Dimitri in das Krakauer Jesuitenkollegium zurück und schwört daselbst in bester Form den griechischen Glauben ab und den römischen sich an. Er ist nämlich in der That ein Russe, freilich nicht ein Rurik, sondern nur ein ehemaliger Mönch Namens Jurii Otrepjew aus Galitsch in der Provinz Kostroma. Nachdem er also katholisch geworden, reist er, begleitet von zwei Jesuitenpatern, nach Galizien an den Hof des Magnaten Mnischek, auf dessen Gütern sich bereits der raubsüchtige polnische Adel zu dem Zuge nach Moskau sammelt.

Mnischek hat eine junge schöne Tochter, Marina. Er beschliesst des künftigen Zaren Schwiegervater zu werden, und das ehrgeizige Fräulein billigt diesen Plan. Natürlich darf auch das polnische Reich, welches ja die Auslagen an Geld und Kriegern hergiebt, nicht leer ausgehen. Allen diesen Ansprüchen wird Dimitri gerecht, indem er kontraktlich verheisst, Marina zu heirathen, ihr Nowgorod und Pskow, ihrem Vater Smolensk zu schenken und an Polen gewisse Grenzgebiete abzutreten. Die ganze Bande bricht dann, im Oktober 1604, über die Grenze in Russland ein.

Wie aus weiter Ferne von allen Seiten hurtig die Geier da sind, wenn irgendwo ein Aas fällt, so schoss jetzt auf die gewitterte Beute das gesammte Raubgesindel Osteuropas herbei; allen voran die wilden Grenzer am Dnepr und Don, die Kosaken. Zar Dimitri war ihre Losung, Plündern ihr Zweck. Dennoch jauchzte das russische Volk dem Betrüger überall, wo er erschien, wie seinem Heilande zu. Ein Knäs nach dem andern ging zu ihm über, und aus jeder Stadt, der er sich näherte, kamen ihm Abgeordnete mit Salz und Brot und reichen Geschenken entgegen, um ihm als Iwans Sohn zu huldigen. Es half nichts, dass Boris Bekanntmachungen erliess, in denen er aufs klarste darthat, der Prätendent sei der entlaufene Mönch Otrepjew und könne gar nicht Prinz Dimitri sein, weil dieser längst im Grabe ruhe. Unmöglich war's, drum eben glaubenswerth! Auch die Gefahr, die man lief, an Dimitri's und seiner Raubscharen

Seite gegen die geordneten Truppen Godunows zu kämpfen, schreckte den Russen nicht. Denn es werden ja alle diejenigen, welche auf Befehl des Zaren sterben, sogleich selig, wie Märtyrer, die für den wahren Glauben gestorben sind.[44]) Zuletzt schien gar ein Gottesurtheil für Dimitri zu entscheiden; denn ein jäher Tod raffte im April 1605 seinen Gegner hin, und Moskau selber öffnete ihm die Thore.

Godunows Familie wurde von dem Sieger echt mongolisch behandelt; die Frau und den Sohn liess er umbringen, die Tochter machte er zu seiner Konkubine.[45]) Am 20. Juni hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt mit allem Pomp und Gepränge, den das schaulustige asiatische Volk liebt. Man übersah die sonst so anstössige ausländische Tracht seiner polnischen Kriegsleute; man freute sich des jungen Zaren, der auf einem wunderschönen Zelter ritt und dessen Kleider von unzähligen Perlen und Juwelen strahlten; allein den Halskragen an Dimitri's Rock schätzten die Kundigen auf 150,000 Dukaten. In allen Strassen und Gassen, die der Zar durchritt, fielen die Moskowiter vor ihm auf die Erde und riefen voll Entzücken: „Gott erhalte dich, Herr, gesund! Der dich bisher wunderbar erhalten, der bewahre dich ferner auf allen deinen Wegen! *Ty prawo solnze!* Du bist die rechte Sonne, die in Russland scheint!“

Am 29. Juni, dem Tage Petri und Pauli, fand in der Marienkirche seine feierliche Krönung statt. Dimitri

hütete sich wohl, jetzt schon zu verrathen, wie es mit seinem Bekenntniss stand; er verlangte alle die Ceremonien, unter denen man die Grossfürsten gekrönt zu sehen gewohnt war. Es ging dabei folgendermassen her:

Zuerst betritt der Patriarch von Moskau, an der Spitze der Klerisei, die Kirche. Hier ist eine mit Teppichen geschmückte Tribüne errichtet, zu welcher drei Stufen hinaufführen; oben stehen drei Stühle, belegt mit Goldstoff. Zwei dieser Stühle sind leer; auf dem einen wird der neue Grossfürst Platz nehmen, vor den zweiten stellt sich der Patriarch. Auf dem dritten Stuhl liegt die Zarenmütze, neben ihr der Zarenrock, ein prachtvolles, kostbares Gewand, welches einst Grossfürst Dimitri Monomach im tatarischen Kriege zu Kaffa erbeutete und für ewige Zeiten zur Krönung der Grossfürsten verordnete. Auf dieser Tribüne und am Fusse derselben gruppirt sich je nach ihrem Range die hohe Prälatenschaft; den Hintergrund der Kirche erfüllt die übrige Geistlichkeit.

Jetzt erscheint der Zar mit den Bojaren am Eingang, und ein grüssender Hymnus schallt ihm entgegen. Der Gesang hört auf, nachdem der Zar und die vornehmsten Würdenträger oben auf der Tribüne angelangt sind. Nun erhebt der Patriarch sein Messbuch und liest ein Gebet vor, in welchem er Gott, Sankt Nikolaus und die andern Schutzheiligen anruft, dass sie dieser Krönung wollen beiwohnen. Hierauf treten der oberste Reichsrath und der Zar einen Schritt näher, und jener thut in einer kurzen Anrede dem Patriarchen den Wunsch der Nation kund,

dass er diesen Fürsten, den sie zu ihrem Herrn angenommen, einsegnen und krönen möge. „Es geschehe also!“ antwortet der Patriarch, nimmt den Zaren bei der Hand, setzt ihn auf den Zarenstuhl und hält ihm ein Kruzifix segnend an die Stirn. Dann winkt er einem der Metropoliten, und dieser liest das Einsegnungsgebet her: „Herr unser Gott! König über alle Könige! Der du einst durch deinen Propheten Samuel deinen Knecht David erwählet und zu einem Könige über dein Volk Israel gesalbet hast; erhöre jetzt unser Gebet, das wir Unwürdige vor dich bringen, und siehe aus der heiligen Höhe nieder auf diesen deinen getreuen Knecht, der hier auf dem Stuhle sitzet, und den du erhöhet hast zu einem Könige über dein Volk. Salbe ihn mit dem Oel der Freude! schütze ihn mit deiner Kraft! setze auf sein Haupt eine Krone geschmückt mit Edelsteinen! verleihe ihm langes Leben und gieb ihm in die Hand einen königlichen Zepter! setze ihn auf den Stuhl der Gerechtigkeit und mache ihm alle Völker der Barbaren unterthan! Lass sein Herz und Sinn allezeit beständig sein in deiner Furcht, dass er sein Lebenlang deinen Geboten gehorche! Lass alle Ketzereien und Irrthümer fern von ihm sein! Unterrichte ihn, dass er schütze und erhalte alles, was die heilige griechische Kirche befiehlt und haben will! Richte dein Volk mit deiner Gerechtigkeit und erzeige den Armen Gnade, auf dass sie mögen zum ewigen Leben gelangen!“

„Dein ist das Reich!“ fällt nun der Patriarch mit

heller Stimme ein. „Die Macht ist dein und die Herrlichkeit! und sei mit dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!“

Hierauf nehmen zwei Bischöfe die Zarenmütze und den Zarenrock vom Stuhle, ein Bojar legt dem Zaren den Rock an, und der Patriarch spricht dazu wieder seinen Segen. Dann lässt sich dieser die Zarenmütze reichen, übergiebt sie zweien Bojaren mit dem Befehl, sie dem Zaren aufzusetzen und segnet zum dritten Male: „Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes!“ Endlich ruft er noch alle andern Geistlichen, soviele ihrer in der Kirche sind, auf, dass sie herzutreten und den Grossfürsten mit der Hand segnen. Nachdem dies geschehen ist, setzen sich der Patriarch und der Zar auf ihre Stühle, und die Priester stimmen die Litanei an: „*Gospodi pomilui!* Herr erbarme dich unser!“, in welcher der Name des Grossfürsten immer wiederkehrt. Dann geht ein Metropolit zum Altar und spricht: „Gott erhalte unsern Zaren und Grossfürsten über alle Reussen, welchen Gott liebt und uns gegeben hat, bei guter Gesundheit und langem Leben!“ Diesen Wunsch wiederholen Alle, Popen und Laien, und alles Volk in und ausser der Kirche mit grossem Jubelgeschrei. Darauf drängen sich alle heran, um vor dem Zaren die Stirn auf die Erde zu schlagen und ihm die Hände zu küssen. Zum Schluss ermahnt ihn der Patriarch: „Dieweil er nun nach Gottes Vorsehung von des Reichs weltlichen und geistlichen Ständen zum Grossfürsten über

alle Reussen verordnet und gekrönt, und ihm die wichtige Regierung anvertrauet worden, dass er dabei wolle Gott lieben, nach seinen Gesetzen wandeln und nach denselbigen die Gerechtigkeit handhaben und die wahre griechische Religion schützen und fortpflanzen helfen!“

Abermals gesegnet, verlässt jetzt der Zar diese Kirche und begiebt sich, während seine Diener Geld unter das Volk ausstreuen, in die Kirche des Erzengels Michael. Von da geht der Zug in die Kirche des heiligen Nikolaus, und dann erst ist die religiöse Feierlichkeit zu Ende, und das Krönungsmahl im Kreml kann anfangen. —

So sass denn der arme Bojarensohn aus Galitsch, der verlaufene Mönch auf dem uralten erhabenen Thron der Ruriks. Kaum zwei Jahre war es her, da diente er noch als Lakai bei einem polnischen Edelmann; jetzt lag ein halber Erdtheil zu seinen Füssen. Er selbst und was ihm näher ging, so mancher unter seinen katholischen Helfershelfern wusste: dies ist der Vagabund Jurii Otrepjew. Aber die Welt bekannte ihn als Dimitri Iwanowitsch, grüsste ihn willig mit dem Titel, der in seiner ganzen Länge jedem Russenherzen so theuer war, als „den grossen Herrn Zaren und Grossfürsten, des ganzen Reussenlandes Selbstherrscher zu Moskau, Wladimir, Nowgorod, Zaren zu Astrachan, Kasan, Sibirien, Herrn zu Pleskow und Grossfürsten zu Twer, Jugoria, Perm, Wiatka, Bolgaria u. s. w. Herrn und Grossfürsten zu Nowgorod im Niederland, zu Tschernigow, Rjäsan, Rostow, Jaroslaw, Beelosero, Udoria, Obdoria, Kondinia, und der

ganzen Nordseite Gebieter, auch Herrn des Iberischen Landes, der Grusinschen Zaren und des Kabardinschen Landes, der Tscherkessen und Gorischen Fürsten und vieler anderen östlichen, westlichen und nördlichen Herrschaften und Länder, Otzitschen Deditschen (von vielen Ahnen her) Erben, Herrn und Herrscher.“

Um etwa noch Zweifelnde von seiner Echtheit zu überzeugen, liess Otrepjew seine vorgebliche Mutter, die Zarin Maria, unter grossen Ehren nach Moskau kommen. Sie war es gern zufrieden, ihr trauriges Exil mit dem Kreml zu vertauschen und als Mutter des regierenden Grossfürsten zu gelten. Die grosse Liebe, welche die beiden einander bezeigten, war denn auch in der That für viele Zuschauer ein Beweis, dass sie Iwans Sohn vor sich hatten. Die Ausländer und alle, die von der neuen Regierung Vortheil zogen, bedurften solcher Zeugnisse nicht einmal. Einige Deutsche im Solde des Zaren hatten noch Skrupel, sie befragten insgeheim den Minister Basmanow: „Nun es ist wahr, Dimitri ist nicht Iwans Sohn,“ antwortete Basmanow. „Aber was wollt ihr? Ihr habt einen Vater an ihm, es geht euch gut in Russland. Betet also zugleich mit uns für seine Erhaltung, denn er ist einmal unser Landesherr, und wir können keinen bessern finden.“

Es kam alles darauf an, ob das russische Volk den Glauben, dem es so rasch beigefallen, auch festhalten werde; und eine Zeitlang schien es hiezu geneigt. Ueberall in Moskau, wo er sich zeigte, wurde der junge Gross-

fürst mit Jubel begrüsst; man lobte sein männliches Auftreten, die Klugheit seiner Rede, die Gewandtheit, die er in allen ritterlichen Uebungen bewies.

Aber wie ist das? Russische Zaren wohnen doch wie unsichtbare Gottheiten in den innersten Gemächern ihres Palastes! Sie sind ausser ihren nächsten Angehörigen und Dienern einem jeden, den sie nicht gerufen, unzugänglich. Einheimische und Fremde werden durch zahlreiche Wachen, die in und um den Kreml gelagert sind, selbst von den innern Höfen abgehalten. Personen gar, welche Degen oder andere Waffen tragen, weist man schon in beträchtlicher Entfernung zurück. Vor der Tafel lassen sich die Zaren mit dem Kreuze segnen und mit Weihwasser besprengen, und wenn sie aus einem Zimmer in das andere gehen wollen, so müssen sie von zwei Knäsen begleitet und beim Arme geführt, ja fast getragen werden.[46])

Allein dieser Dimitri beobachtet von alledem nichts! Er schleicht sich heimlich aus seinen Gemächern, läuft bald hier, bald dort ohne Begleitung im Schlosse umher, nimmt zum Besuche an, wer nur kommen will — ja noch mehr: er hält nach Tische nicht Mittagsschlaf, und er isst Kalbfleisch, was nur die Heiden thun! Beim heiligen Nikolaus, das kann kein rechter Moskowiter, kein echter Zarensohn sein![47])

Dimitri merkte, was in den Köpfen der Russen vorging; er verstärkte daher seine polnischen und deutschen Leibwachen. Doch dies erhöhte nur den Missmuth des

Volkes. Nun liess er sich gar noch eine Frau aus Polen kommen! er verachtete also seine eigene Nation, wich ab von dem ehrwürdigen und heilsamen Brauch der Ruriks, sich aus den Landestöchtern eine Zarin zu erwählen.

Die Vermählung geschah am 8. Mai 1606, und Dimitri gab ein neues Aergerniss, indem er nach der Trauung die Grossfürstin krönen liess. Denn bisher hatte noch keine Zarin die Ehre der Krönung genossen. Marina ihrerseits schien recht absichtlich die Vorurtheile der Russen herauszufordern. Sie ging in polnischer Tracht einher, führte polnische Küche ein, besuchte nach der Hochzeit nicht die Badestube, kurz sie nahm die russischen Sitten nicht an; auch zeigte sie sich durchaus nicht Willens sich griechisch taufen zu lassen. Ihr polnisches Gefolge, welches zahlreich im Kreml und in der Stadt herumschwärmte, trug nicht weniger dazu bei, die Moskauer zu erbittern; denn die Fremden benahmen sich übermüthig und spielten die Herren gegen das Volk. Der Knäs Wassilji Schuiski war das Haupt der Missvergnügten, und es bedurfte nur geringer Vorbereitungen, um, was alle wollten, ins Werk zu setzen. Neun Tage nach Dimitri's Hochzeit war es mit seiner Herrlichkeit zu Ende, hatte ihn Moskau gerichtet.

Noch schläft er sorglos in seinem Prachtbett im Kreml und neben ihm in allen ihren Reizen Marina; um Zar und Zarin lagert noch die tiefste Ruhe. Aber draussen, vor der Festung, hallt aus der scheidenden Nacht von der Stadt her ein dumpfer ungewisser Laut; es ist morgens

drei Uhr des siebzehnten Mai, und die Verschwörung klopft an die Thür der Kathedrale. Der Glöckner gehorcht auf dies Zeichen; plötzlich heult gell vom Thurme herab das Sturmgeläut. Im selben Moment heulen viel hundert Glockenstimmen von den andern Kirchen herab; sie rufen alle Rechtgläubigen zum Kampf wider die Ketzer auf, wider die Feinde des Vaterlandes. Da setzen sich aus allen Gassen die Züge der Verschworenen, Knäse und Bojaren, Popen und Bürger und zahlreiche vom Lande hereinbefohlene Leibeigene, nach dem Kreml in Bewegung. Da sieht man alle Arten von Waffen, Musketen und Säbel, Hellebarden und Spiesse, am häufigsten doch die altnationale Keule. Bald ist das Schloss von den wüthenden Massen umringt und erfüllt. Otrepjew will sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten, aber unten fällt der Pöbel über ihn her, und der *Imperator invictissimus*, wie er sich zu schreiben pflegte, ist im Handumdrehen in Stücke zerrissen. Sein männliches Gefolge im Kreml wird gleichfalls ermordet. Die jüngeren Hofdamen werden geschändet; nur Marina selbst, die der alten Hofmeisterin unter den weiten Rock gekrochen ist, bleibt unentdeckt. Dann kommt die Reihe an die Polen in den Stadtquartieren. Viele versteckten sich im blossen Hemde wie sie aus ihren Betten gesprungen waren, unter den Dächern oder in den Kellern; aber überall zog man sie hervor und schlug sie todt. Ueber sechs Stunden lang, bis gegen 10 Uhr Vormittags, dauerte das Gemetzel. „Man hörte nichts als Sturm-

läuten, Schiessen, Schlagen und Rennen. Die Moskowiter schrieen fortwährend: „*Sseki, sseki, blädini deeti!* schlagt todt, schlagt todt die Schufte!“ Da war bei den Russen kein Erbarmen gegen die Polen, es galt kein Bitten und Flehen, kein Zusagen und Verheissen. Auch viele feine Studiosi, deutsche Juweliere und Kaufleute aus Augsburg, die gross Geld und Gut bei sich gehabt, mussten mit dem Leben büssen. Die Ausländer verloren, die Einwohner gewannen. Mancher kahle Schelm trug zur Ausbeute sammetne und seidene Kleider, Zobel- und Fuchspelze, goldene Ketten, Teppiche, Gold und Silber in sein Haus, dergleichen er und seine Vorfahren nimmer gehabt hatten.“

Mit Mühe rettete Schuiski die Zarin Marina und die andern vornehmsten Polen, von denen er sich ein hohes Lösegeld versprach, vor der Wuth des Volkes und brachte sie in sichern Gewahrsam. Otrepjew's Leichnam wurde auf dem Markte öffentlich verbrannt. So endete der letzte Akt dieses grossen Dramas. —

Aber das Stück hatte noch einige Nachspiele. Die Jesuiten und Polen, die es in Scene gesetzt, gaben ihre Sache noch keineswegs verloren. Das Moskauer Blutbad hatte die Stimmung der russischen Nation nicht ernüchtert, vielmehr die Gemüther aufs äusserste verwirrt; besonders im Südwesten des Reiches dauerten die Unordnungen der Bauern, so wie die Einfälle der Kosaken fort. Man wollte dort von Schuiski, den die Moskauer nach Ermordung Dimitri's zum Zaren ausgerufen, nichts wissen und

verlangte einen echten Zaren oder nahm doch solches zum Vorwande der Anarchie.

Im Frühling 1608 glückte es den Verwandten Marina's endlich, einen Menschen ausfindig zu machen, der im Aeussern viel Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Otrepjew hatte und ihm an Verschmitztheit und Ehrgeiz glich. Es war ein Schulmeister Namens Iwan, ein geborner Moskauer, aber durch langen Aufenthalt zu Slowa in Weissrussland auch mit der polnischen Sprache und Sitte ganz vertraut. Diesen staffirten sie als Fürsten aus und brachten ihn unter starkem Zulauf beutegieriger Polen und Russen nach Sewerien, dem Hauptsitz des Aufstandes. Hier wurde er mit Freuden als Zar Dimitri, der sich glücklich aus Moskau gerettet habe, anerkannt, und ganz Russland theilte sich nun zwischen ihm und Schuiski. Keiner von den beiden konnte des andern Herr werden. Schuiski behauptete sich in Moskau, Dimitri II. in einem festen Lager zu Tuschino, zwei Meilen von der Hauptstadt. Hier ernährte er seine Banden durch Plünderungszüge, die er nach allen Seiten hin veranstaltete, daher der „Dieb von Tuschino" genannt. Einmal brachten seine Streifscharen einen wichtigen, hochwillkommenen Fang ein: den Magnaten Mnischek und seine Tochter Marina, welche Schuiski, nachdem sie ihm Frieden zugeschworen, ihrer Haft entlassen und auf den Weg nach Polen geschickt hatte. Das war ein rührendes Wiedersehen! mit Thränen der Freude und der Wehmuth lagen sie einander in den Armen, der durch so viele Wunder

errettete Zarewitsch und die treue Gattin, das schwergeprüfte hohe Liebespaar nach so langer Trennung nun wieder vereinigt. Welches Auge konnte bei solchem Anblick trocken bleiben!

Anderthalb Jahre hielt sich der Dieb von Tuschino in seinem Lager. Aber da es ihm nicht gelang, das grosse Troizkische (Dreifaltigkeits-) Kloster, welches wie eine Citadelle die Strasse nach Moskau sperrte, zu erobern, so beschloss König Sigismund von Polen, den Betrüger fallen zu lassen und selbst nach der Zarenmütze zu greifen. Er befahl Dimitri zu verhaften, aber dieser entwischte seinen polnischen Verbündeten und fand neuen Anhang unter den Russen in Kaluga. Er hatte Marina zu Tuschino zurücklassen müssen, und man rieth ihr, nach Polen zu ihrem Vater zurückzukehren. Allein sie wollte Zarin bleiben. In Mannstracht, Hosen und Rock von rothem Sammet und nach polnischem Schnitt, dazu gestiefelt und gespornt, die viereckige Mütze auf dem Kopf, an der Seite den Säbel, die Flinte in der Hand, so schwang sie sich auf ihr schnelles Ross und sprengte, geleitet von hundert Deutschen und Kosaken, davon nach Kaluga zu ihrem Gemahl.

Dies geschah zu Anfang des Jahres 1610; am Ende desselben waren beide Gegenzaren, Schuiski und Dimitri II., von der Bühne abgetreten; jenen hatten seine Bojaren zur Abdankung genöthigt, diesen erschoss auf der Jagd ein Tatar, der von ihm beleidigt worden. Und nun näherte sich Russlands Unglück seinem Ende. Der

Patriarch von Moskau rief alle Gläubigen zu den Waffen, und überall stand das Volk gegen die Polen auf, welche im Namen Sigismund's Moskau besetzt hatten. Zum Führer der allgemeinen Erhebung warf sich ein einfacher Bürger, der Fleischer Kosma Minin aus Nischni-Nowgorod, auf. Er nannte sich den „erwählten Mann des ganzen moskowitischen Reiches“ und es gelang ihm, erst seine Mitbürger, dann die Mannschaften der nächstgelegenen Städte und Landschaften zu einem grossen, doch geordneten Aufgebot zu vereinigen, welches im August 1612 die Stadt Moskau, im Oktober auch den Kreml eroberte.[48])

So war Russland befreit, durch sein Volk, nicht durch seine Grossen, und dieses Verhältniss machte sich denn auch bei der Wahl des neuen Zaren geltend. Denn die Reichsversammlung, die nun im Februar 1613 zu Moskau zusammentrat, erwählte keinen Knäsen oder grossen Bojaren, sondern den Sohn des Metropoliten Philaret von Rostow, den jungen Michael Romanow. Ihn empfahl hauptsächlich seine Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Herrscherhause. Denn sein Vater Philaret war ein Vetter weiland Zar Feodor's I. Doch wirkte für ihn auch das hohe Ansehen, in welchem dieser Prälat bei dem Volke stand.

Die Dynastie der Romanows, die einzige in Europa, welche von einem Geistlichen abstammte, hat anderthalb Jahrhunderte über Russland geherrscht, von 1613 bis 1762. Ihr Aufkommen war ein harter Schlag für die Jesuiten und die übrigen Mächte der Finsterniss, ein so

harter beinahe, wie es ihr Ende, der Tod der Kaiserin Elisabeth, gewesen ist.

Denn alle Aussichten einen Katholiken in den Zarenstuhl hineinzuschwärzen waren nun dahin. Zwar versuchte Marina noch einmal das Unmögliche. Sie hatte nach Dimitri's II. Tode einen Sohn geboren, den sie zum Zaren Dimitri III. ausrief. Zum Vormund und Statthalter desselben ernannte sie den Kosakenführer Saruzki, welchen sie heirathete. Allein der Wahn der Russen war erschöpft, und Saruzki nur ein Räuberhauptmann gewöhnlichen Schlages. Nachdem er sich eine Zeitlang im Astrachan'schen herumgetrieben, flüchtete er mit den Seinen vor den Strelitzen des neuen Grossfürsten über das kaspische Meer. Doch als er am Jaik landete, fiel er seinen Verfolgern in die Hände, und nun hatte Marina ihre Rolle auf immer ausgespielt.

Im Juni 1614 beschäftigte sich Moskau zum letzten Male mit dem falschen Demetrius. Es war ein trauriges Schauspiel: auf der Richtstätte hinter dem Kreml sah man einen Pfahl errichtet und einen Galgen; an dem Pfahle steckte der Körper Saruzki's, an dem Galgen hing ein Kind. Und über den Platz her fuhr ein Wagen mit einem schmucklosen Sarge; darin lag die Mutter dieses Kindes, die man im Gefängniss erdrosselt hatte, Marina.

DIE KOSAKEN.

Der Russe ist von den übrigen Exemplaren der slawischen Menschenart in so vielen und so wesentlichen Stücken verschieden, dass man ihn gewiss nicht unter die Slawen rechnen würde, wenn er nicht eben russisch spräche. Nun giebt es in der Geschichte Beispiele genug von Völkern, welche bestehen blieben, aber allmählich eine andere Sprache annahmen, z. B. die Gallier, die Irländer. Allein in solchen Fällen war es eine höhere Kultur und ein mächtigeres Staatsthum, was die Zungen änderte, und diese Ueberlegenheit haben die Vorfahren der Slawen, so weit hinauf man sie verfolgen kann, doch nie gehabt. Sonst möchte man freilich beinahe vermuthen, das Slawenthum der russischen Zunge komme daher, weil einst die Scythen hätten sarmatisch lernen müssen.

Dem Darwinianer würde es schon der Erfolg verrathen, dass die Russen in ihrer ganzen Natur nur wenig echt Slawisches haben. Ueberall nämlich, wo Slawen mit andern Völkern zusammengrenzen, sieht man sie stetig ab-

nehmen; sie verlieren fort und fort Boden, und zwar nicht bloss an die Deutschen und Italiener, sondern auch an Magyaren und Rumänen. Der Russe dagegen hat sich immerfort ausgebreitet; er drängt mit seinem Volksthum Finnen, Letten und Polen, wie Lappen und Samojeden zurück; nur das deutsche Wesen bleibt ihm überlegen, und hier dürfte die schwarze Ratte auf die braune treffen.

Es ist wahr, das Russenthum dehnt sich aus mit dem Säbel in der Faust und die Knute im Gürtel. Aber dass es so mächtig geworden, verdankt Russland doch gutentheils seiner Eigenart, insbesondere dem fanatischen Eifer, mit dem seine Söhne an ihm hängen. Der Patriotismus hat hier doppelte Kraft, weil er in der Religion wurzelt. Als in den Feldzügen von 1813 und 1814 die russischen Truppen immer tiefer in die fremde ketzerische Welt des Abendlandes hinein geführt wurden, hielt man ihren Gleichmuth aufrecht, indem man ihnen sagte: „wer hier vor dem Feinde falle, der werde sogleich hinten im heiligen Russland wieder aufstehen.“

Man redet von schweizer Heimweh; man müsste von russischem reden. Alljährlich strömen hunderttausende von Europamüden nach Amerika; alle Nationen wird man drüben vertreten finden, nur russische Einwanderer sind dort so selten wie weisse Raben. Zum Glück für den Russen ist sein Vaterland so geräumig, denn ausserhalb Russlands ist für ihn kein Heil.

Woher alles dieses? Weil die Russen, gerade wie

die Juden, sich für das auserwählte Volk Gottes halten, und weil sie, wie die Chinesen, auf die anderen Nationen des Erdkreises als auf Barbaren herabsehen.

Und dies ist nun wieder nichts Slawisches. Dem Polen z. B., ich rede vom gemeinen Mann, liegt an seiner Nationalität sehr wenig; er ist ein guter Preusse, ein guter Oesterreicher, und er würde auch ein guter Russe sein, wenn man ihm nur seine Religion wollte unangetastet lassen. Es ist lediglich der polnische Herrenstand, weltlichen und geistlichen Zeichens, der sich nach dem alten Reiche sehnt. Er betrachtet es wie das verlorne Paradies. Nur dass er nicht an seinen Sündenfall glaubt. Denn was so ein polnischer Edelmann verbricht, giebt er fast immer andern schuld. Diese Schwäche ist menschlich; allein bei den Sarmaten, in vieler Hinsicht so liebenswürdigen Leuten, wird sie oft zur Manie. Nehmt unter ihnen den Allerliederlichsten und stellt ihn zur Rede; er wird vorwurfsvoll antworten: „Habb ich doch kein Vatterland!“ Ihr rechnet ihm alle seine schlechten Streiche vor; ihr beweist ihm, dass zwischen seinen Thaten und der Theilung von 1772 gar kein logischer Zusammenhang vorhanden; er hat immer dieselbe mürrische Antwort. „„Aber du ruinirst auch deine Frau!““ „Habb ich doch kein Vatterland!“ schreit er halb weinerlich, halb zornig.

Der hier geschilderte Unterschied zwischen dem polnischen und dem russischen Nationalgefühl macht es erklärlich, dass Polen Jahrhunderte lang russische Länder be-

sitzen, aber trotz aller Anstrengung nicht polonisiren konnte. Die weiten Gebiete der Ruthenen von den Karpathen bis zum Dnepr, die es mit littauischer Hilfe gewonnen, hielt es fest, so lange Russland schwach war; doch den Volksgeist sich zu gewinnen, vermochte es nicht. Die klein- und rothrussischen Knechte des littauischen und polnischen Adels betrachteten immer den rechtgläubigen Zaren von Moskau als den Herrn, dem sie eigentlich gehören müssten. Auch war Polens politische Verfassung nicht dazu angethan, in ihnen die Sehnsucht nach der Gemeinschaft der Gläubigen auszulöschen. Die fremde Herrschaft konnte ja nicht einmal gegen den äusseren Feind, gegen die Einfälle der Tataren, schützen, und während Russland sich von der goldenen Horde losriss, sah Polen müssig zu, wie seine ruthenischen Provinzen von den Nogaiern verwüstet wurden.

Alljährlich, sobald der Winter über die Wasserläufe seine Brücken gelegt hatte, sammelte sich bei Perekop am taurischen Isthmus das Heer des Khans von der Krim. Jeder Tatar brachte ausser seinem Reitpferde noch zwei oder drei Handpferde mit; denn grosser Raub stand ihm in Aussicht. Uebrigens war seine Zurüstung sehr einfach: ein Schwert, ein Bogen, ein Köcher mit Pfeilen, an Proviant etwas Käse und Hirse — dies genügte; für die Gefangenen nahm er noch ein halbes Dutzend neuer lederner Riemen mit.

Achtzigtausend Mann und zweihunderttausend Pferde

stark und in einer Breite von sechs Meilen bewegte sich diese unheilschwangere Wolke gen Westen. War der Dnepr überschritten, so galt es möglichst rasch und unbemerkt durch die Steppe in die bevölkerteren Gegenden Polens zu gelangen. Der Schwarm marschirte daher Tag und Nacht und ohne zu plündern immer vorwärts bis tief nach Podolien und Volhynien hinein. Nun erst begann der Rück- und Raubzug. Die Plünderung geschah ganz methodisch: die überfallenen Dörfer wurden, damit niemand aus ihnen entwische, in ein grosses Viereck eingeschlossen. Dann rückten die Tataren gleichmässig von allen Seiten vor, und mit wunderbarer Schnelligkeit waren sämmtliche Menschen und alles Vieh des Ortes in einen Haufen zusammengetrieben, das Ganze zweckmässig gruppirt und jedem Reiter sein Antheil zugewiesen. Die Schweine traf ein anderes Loos; der Tatar als Mohamedaner verabscheute diese unreinen Thiere; sie wurden in eine Scheune gejagt und dort eingesperrt und verbrannt.

Mittlerweile hatten die Starosten und der Woiwode der Provinz den Adel zu Hilfe aufgeboten; doch wann dieser Landsturm in hinlänglicher Stärke herbeikam, war gewöhnlich längst der Schaden gethan und der Feind mit seiner Beute davon.

Ein solcher Tatarenzug dauerte in der Regel nicht länger als vierzehn Tage, aber diese Zeit reichte vollkommen aus, um fünfzigtausend Menschen wegzuführen und dreissig Meilen so zu verheeren, als ob Feuer vom Himmel gefallen sei.[49]) Im nächsten Frühling lagen dann

alle Häfen der Krim voll Sklavenschiffe; der Tatar gab Menschen, der Händler aus Asien oder der Türkei gab Waffen, Kleider, Pferde. Meist wurden die Sklaven im Wege der Versteigerung abgesetzt. Sie standen je nach ihrer Nationalität in verschiedenem Preise. Für einen Polen wurde mehr gezahlt als für einen Moskowiter;[50]) woraus erhellt, dass die Polen nicht mit Unrecht sich besser dünken als die Russen. Auch Klein- und Grossrussen hatten nicht denselben Cours; für erstere Sorte wurde mehr bewilligt. In der That ist der kleinrussische Menschenschlag der schönere. Die beiden Physiognomieen unterscheiden sich etwa, wie im jüdischen Typus die aristokratische und die plebejische Form, von denen bekanntlich jene an ein arabisches, diese an ein Negergesicht erinnert.

Wenn ein Tatar gerade keine Sklaven im Vorrath hatte, so machte er darum doch sein Geschäft; er schloss mit dem Kaufmann einen Lieferungskontrakt, und zur festgesetzten Zeit stellte er allemal richtig seinen Mann — er brauchte ihn ja nur in dem polnischen Menschenthiergarten einzufangen. Mit Erstaunen sahen die Bewohner von Perekop Jahr für Jahr den Trieb dieser Sklavenheerden durch ihre Stadt nach dem Isthmus ziehen. „Ist es denn möglich," riefen sie oft, „dass in Polen noch immer Menschen vorhanden sind?"

Am meisten hatten natürlich die polnischen Grenzstriche am unteren Dnepr zu leiden; aber hier „*u Kraine*" („an der Grenze") ermannte sich das gequälte Volk auch

zuerst zum Widerstande. Unterhalb der Stadt Tscherkassy fliesst der Dnepr über Klippen und bildet bis nach Otschakow hin eine Reihe von Wasserfällen und von Inseln. Auf diese zum Theil felsigen, zum Theil morastigen, sämmtlich aber schwer zugänglichen Eilande retteten sich die zunächst wohnenden Ukrainer, und von den Tataren um ihr Hab und Gut gebracht, suchten sie denselben Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie lauerten vorbeiziehenden kleineren Scharen auf, überfielen sie des Nachts, veranstalteten zuletzt auch weitere Raubzüge, wobei sie denn nicht immer zwischen dem Eigenthum von Christen und von Mohamedanern einen Unterschied machten. Man nannte diese Schnapphähne, weil sie *sa porogi* d. i. „an den Wasserfällen“ wohnten, Saporoger; der Tatar nannte sie einfach Kosaken, d. i. Räuber.

Es geschah um das Jahr 1520, dass ein kühner Kriegsmann, Daschkowitsch mit Namen, diese Banden zu einer Macht erhob, indem er sie disciplinirte. Er ordnete die Kosaken in Compagnieen und Regimenter, schuf ihre festeste Insel zu einem Waffenplatz um, gab kluge Gesetze, welche freie Wahl der Offiziere und gleiche Theilung der Beute verbürgten und kein Vergehen mit Härte straften, ausser der Fahnenflucht und dem Ungehorsam — kurz er bildete hier einen Soldaten- oder wenn man will Räuberstaat, der in den Umständen, in der Noth seine Berechtigung hatte. Die neue Schöpfung bewährte sich; das Kosakenvolk wuchs rasch an Zahl, an Kraft; es vermochte bald ansehnliche Heere aufzustellen. Denn

von allen Enden der russischen Nebenländer Polens kamen in Massen entlaufene Bauern herbei, um sich unter die Freibeuter des Dnepr aufnehmen zu lassen. Die Regierung jenes Reiches, zu schlecht bestellt, um gegen die Tataren zu schützen, war eben durch ihre Elendigkeit ganz geeignet, den Kosaken immer neue Rekruten zuzuführen.

Wenn gefragt würde, welche von den staatverderbenden Eigenschaften der alten polnischen Aristokratie wohl die unheilvollste gewesen, so möchte ich die religiöse Intoleranz nennen. Gewiss ist, dass sie mehr als alles andere dazu beigetragen hat, die ruthenischen Unterthanen dem Reiche zu entfremden. Harten Druck war der Bauer gewohnt, und schwerere Frohnden, Abgaben, oder gar mehr Prügel, als in Russland, konnten ihn nirgendwo treffen. Allein dort hatte er den Trost, dass sein Herr vor Gott und dem Zaren neben ihm im Staube lag. Dagegen mit dem polnischen Herrn hatte der russische Knecht nichts gemein als die Stärke des gegenseitigen Religions- und Nationalhasses. Auch gab es in Polen für den Uebermuth der Herrschaft keine Schranke. Der russische Bojar schwang über seine „Seelen“ doch nur die Knute; der polnische Edelmann hieb, stach oder schoss den Bauer, der ihn ärgerte, gleich ohne weiteres nieder wie einen tollen Hund. Nach dem Gesetze hatte er dann freilich — wenn die Sache überhaupt vor Gericht kam — eine Strafe verwirkt; aber wie geringfügig war diese Strafe: dreissig Thaler für den Mord!

Einen Juden todtzuschlagen kostete schon mehr, nämlich sechzig Thaler. Der Jude gehörte aber auch zu den Honoratioren des Ortes; er war der Finanzminister des Edelmanns und als solcher, sowie als Inhaber der Schenke, gebot er über den Beutel des Bauern. Doch nahm er diesem das Geld nicht tumultuarisch ab, wie der Gutsherr pflegte, sondern in einer sanften, vertraulichen und doch unwiderstehlichen Weise. Gern gab er die Getränke auf Borg; noch lieber streckte er zu Zinsen und Steuern gegen Verpfändung von ungeborenen Kälbern, von der Saat in Halmen und gegen Arbeiten Geld vor; denn durch solche Mittel hielt er das Opfer bald mit freiwilligen Banden auf ewig umschlungen.[51])

Zu diesen Leiden kam nun noch die Bekehrungssucht der römisch-katholischen Geistlichkeit. So stand der Bauer zwischen zwei Feuern. „Schwör' ab!" rief der Priester; *Zabyę cię na śmierć y zapłacę*, „ich tödte dich und zahle!" schrie der Edelmann.

Wenn nun der arme Kerl vor seinen Bedrängern nicht mehr aus noch ein wusste, so ergriff ihn die „Kosakenverzweiflung" (*Kozacka desperacja*), d. h. er verprasste und vertrank, was er noch besass, liess seine Schulden beim Juden im Stich und lief fort nach der Ukraine.

Denselben Weg machte, wer in Galizien, Volhynien, Podolien, im Kiewschen, ja selbst im Herzen Littauens und Polens der väterlichen Gewalt oder der Sklaverei, der Arbeit oder Strafen sich entziehen wollte, oder wen es nach Abenteuern gelüstete, nach Beute, überhaupt

wer mit kühnem Entschluss seine Lage verbessern und sein Glück machen wollte — die Gründe waren sehr verschieden, das Ziel war immer dasselbe: die Ukraine. Dort lockte ein freies lustiges Leben, und wenn die Tatarenbeute verjubelt war, so blieb noch der reiche Ertrag, den die Erde hier ohne Mühe dem Bebauer giebt.

Denn die Niederungen längs des unteren Dnepr gehören zu den fruchtbarsten Gegenden Europa's. So fett ist dieser Boden, dass er des Düngers nicht bedarf. Der Mist, den man anderwärts mit Geld bezahlt, wird hier zur Last; man bricht das Haus ab, wo er sich in zu grosser Menge angesammelt hat, um es an einer andern Stelle aufzurichten. Zwölffaches Korn gilt für eine mittelmässige Ernte, und so hoch schiesst auf den Weiden das Gras auf, dass die Ochsen kaum mit den Hörnern hervorragen. Nur an Holz fehlt es; weshalb man die Häuser von Lehm baut und Reisig, Stroh, Mist brennt.

Doch der Saporoger nährte sich am liebsten von der Jagd, vom Fischfang und besonders vom Kriege, und diese Quellen des Erwerbes waren ergiebig genug.

Man pflegt sich die Kosaken nur als Reiter vorzustellen; aber ursprünglich und lange Zeit waren sie Infanteristen, wie es die Natur ihrer eigentlichen Heimath, der Dneprinseln, mit sich brachte. Sie marschirten und kämpften unter dem Schutze einer viereckigen Wagenburg, Tabor genannt; prallte ein Haufe Tataren an, so zogen sie sich hinter die Wagen zurück und schossen

einen Hagel von Flintenkugeln ab; gab der Feind eine Blösse, so brachen sie vor, um ihn zu überfallen.

Indessen das rechte Element des Saporogers war das Wasser. Ein jeder Kosak musste, wenn er auf seinen Namen Anspruch machen wollte, wenigstens einmal mit seinem Nachen über die dreizehn Wasserfälle des Dnepr, von denen mancher acht Fuss hoch war, geschwommen sein; er half sich über die schlimmsten Stellen durch Stricke hinweg, an denen er sich hinabliess und heraufzog. Auch dehnten die Kosaken ihre Raubzüge sehr bald auf die See aus, und es erneuerten sich für die Küsten des Pontus die Zeiten der Waräger.

So ein kosakisches Schiff oder Tschaike schien ein gebrechliches Ding. Es war im Grunde nur ein grosser, rohgezimmerter Kahn, sechzig Fuss lang und etwa fünfzehn breit; doch wurde es durch dichte Bündel von Schilf und Krautwerk, die an die Planken genagelt waren, stets über Wasser erhalten. Die Tschaike war meergrün angestrichen, damit sie auf der See den Blicken des Feindes desto leichter entgehe. Ihre Bemannung bestand aus fünfzig bis sechzig Kosaken, von denen immer zwölf ruderten; sie übertraf daher an Schnelligkeit eine jede türkische Galeere.

War alles zum Seezuge fertig, und das letzte Mondviertel, der rechte Augenblick zum Aufbruch, eingetreten, dann schwamm in einer dunkeln Nacht die ganze saporogische Flotte, achtzig bis hundert Tschaiken in geschlossenen Reihen, den Dnepr hinab, und wenn es ihr

glückte, unbemerkt bei den türkischen Wachtschiffen zu Otschakow vorbeizukommen, so nützte es dem Feinde nachher sehr wenig, dass er durch Avisoschiffe und Couriere rings die Küsten von Bulgarien, Rumili und Kleinasien alarmiren liess. Denn die Kosaken hatten den Vorsprung. Sie sahen es übrigens mehr auf die Kaperung grosser türkischer Kauffahrer ab. Hatten sie ein solches Fahrzeug erspäht, so folgten sie von weitem, bis die Nacht hereinbrach, um dann rasch mit gesammter Macht heranzurudern und es zu erklettern. Nachdem die Mannschaft überwältigt und gebunden worden, ging es eilig an das Umladen. Zuerst flogen die Säcke mit spanischen Piastern und arabischen Zechinen über Bord in die Tschaiken, dann die Stücke Goldstoff, Damast, Seide und die persischen Teppiche; auch die ansehnlichsten unter den erbeuteten Menschen fanden noch Platz. Dann wurden in den Boden des Schiffes einige Löcher gebohrt, die Fesseln der zurückbleibenden Gefangenen noch einmal besichtigt — und nun suchten die Räuber das Weite.

Geriethen sie mit einem Kriegsschiff zusammen, so zogen sie gewöhnlich den Kürzeren, und es entkam dann von den Tschaiken selten mehr als die Hälfte in das Schilf am Ufer. Ein geringeres Missgeschick war es, wenn die Heimkehrenden die Dneprmündung vom Feinde gesperrt fanden. In diesem Falle ruderten sie in den seichten Theil des Limans oder Haffes, fassten hier ihre Tschaiken bei den Hälsen und zogen sie hinter sich

her, bis sie um Otschakow herum in den Fluss gelangt waren. Zuweilen indess sahen sie sich genöthigt, den weiten Umweg über das asowsche Meer und den unteren Don einzuschlagen. [52])

Wenn nun der Kosak einen guten Fang gemacht hatte, so beeilte er sich in der nächsten Stadt seinen Gewinn wieder durchzubringen. Prächtig aufgeputzt und bis an die Zähne bewaffnet, stolzirte er auf den Gassen umher; vor ihm schritt eine Bande von Musikanten und Sängern, welche zum Klange der Pandor — der ukrainischen Laute — seine Heldenthaten verkündeten; hinter ihm folgte eine Schar von Dienern, die in grossen Zubern oder Kesseln Wein und Branntwein trugen. Jeder, der ihm begegnete, musste mit ihm trinken; und wo er einen ganzen Schwarm durstiger und tanzlustiger Gesellen traf, da war seine Freude am grössten — er hielt alle frei, und war sein Geld dahin, so machte er Schulden auf die zu hoffende neue Beute.

Das Glück, welches die Unternehmungen dieses Volkes zu begleiten pflegte, zog Abenteurer aus aller Herren Ländern herbei; doch überwog unter den Kosaken immer bei weitem die russische Nationalität. So blieben denn auch die Sitten im Ganzen russisch; was an ihnen eigenthümlich war, kam im Grunde nur auf Rechnung des soldatischen Lebens, gehörte nicht sowohl dem Volke, als der Kaste an. Es bildete sich nämlich unter den Kosaken, nachdem sie von ihren Inseln her einen grossen Theil der Ukraine in ihren Besitz gebracht, ein Unter-

schied aus zwischen Kriegern und Bauern. Nur jene, die nun gleichsam den Adel des Landes vorstellten, folgten dem Gesetz und Beruf der alten Saporoger. Diese eigentlichen Kosaken wohnten compagnieenweise in einer verschanzten Ortschaft zusammen, welche die Setscha hiess. Kein weibliches Wesen hatte hier Zutritt. Der rechte Kriegsmann durfte nicht heirathen, sondern wenn er dieses Bedürfniss fühlte, stand es ihm frei, ab und zu irgendwo ein Mädchen zu entführen, dasselbe in einer Hütte ausserhalb seines soldatischen Quartiers unterzubringen und dort zu besuchen. Die Knaben, die ihm geboren wurden, behielt er; war das Kind ein Mädchen, so wurde es sammt der Mutter in deren Heimath zurückgeschafft.

Nur unbeweibte Kosaken hatten ein Recht auf die Ehrenstellen, auf die Würden der Oberrichter, der Lagerbefehlshaber, der Notare und des Generals oder Ataman (Hetman). Die Wahl zu diesen Aemtern war ein Recht der allgemeinen Volksversammlung und ging stets unter gewaltigem Lärm und Streit vor sich, da man es für nöthig hielt, auf die feierliche Handlung sich durch Zechgelage vorzubereiten. Auch wurden gewöhnlich nicht die Verdientesten, sondern die Beliebtesten zu den höheren Stellen erhoben.

Ebenso entschied vor Gericht die Volksgunst; zum mindesten schärfte oder milderte sie die Strafen; sie war die letzte Hoffnung des ertappten Diebes oder Mörders.

Feinde und überhaupt Fremde zu berauben galt als verdienstlich; wenn aber ein Kosak den andern bestahl, so wurde er an den Marktpranger gebunden und neben ihn ein Knüttel gelegt. Nun kam es darauf an, ob er unter seinen Genossen beliebt war oder nicht; denn je nachdem verabreichten ihm die Vorübergehenden Branntwein oder Prügel. Den Mörder eines Kosaken warf man in eine Grube, stellte auf ihn den Sarg mit der Leiche des Ermordeten und verschüttete die Gruft. Doch auch hier trat oft zwischen das Gesetz und den Schuldigen die Volksgunst.

Es lässt sich denken, wie dieser Räuberstaat auch dem moskowitischen Bauer ein Eldorado dünken musste. Nur war ihm der Weg über die zarische Grenze bedenklich. Aber es dauerte nicht lange, so entstand auch in den Steppen am Don ein ähnliches Gemeinwesen. Die ersten Gründer waren Saporoger; sie legten im Jahre 1570 sieben Meilen oberhalb Asows am Don eine Verschanzung an, die sie Tscherkask nannten, und in kurzem sahen sie sich durch zahlreiche russische Läuflinge (entflohene Bauern) so verstärkt, dass sie den benachbarten Nogaiern mit grossem Erfolg die Spitze bieten konnten.

Die donschen Kosaken haben in der Geschichte Russlands eine bedeutende Rolle gespielt; von ihnen ging die Eroberung Sibiriens aus; sie waren es, die dem falschen Dimitri die Wege ebneten, und noch im vorigen Jahrhundert vermochten sie das Reich zu erschüttern,

indem sie der Thronräuberin Katharina den Prätendenten Pugatschew entgegenstellten. Immer aber haben sie sich als russische Unterthanen betrachtet, wie sie denn von Anfang an die Herrschaft des Zaren anerkannten.

Die Dneprkosaken dagegen liessen sich lange Zeit die Oberhoheit Polens gefallen und bildeten für dasselbe gegen Türken, Tataren, Moskowiter die starke Vormauer. Doch wann hätte sich die polnische Aristokratie auf ihren wahren Vortheil verstanden? Die politische Freiheit jener Grenzwächter war dem Adel, ihre griechische Religion war dem Klerus von Polen ein Dorn im Auge; beides sollte ihnen genommen werden. Es kamen Befehle vom Reichstag, man traf Massregeln, durch welche zunächst die Kriegsmacht der Kosaken polnischen Befehlshabern unterstellt und auf einen geringen Bestand herabgesetzt wurde. Dann verkürzte man ihren Besitz in der Ukraine an Land, an Nutzungsrechten. Zuletzt nahm man ihnen Kirchen und Stifter, und gab solche den Katholiken oder den Unirten, d. i. denjenigen griechisch-gläubigen Gemeinden, welche die päpstliche Oberherrschaft anerkannten. Auch an Privatkränkungen liess es der polnische Uebermuth nicht fehlen, und es war ein Unrecht dieser Art, was endlich das Mass zum Ueberfliessen brachte.

In den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts wohnten in der Starostei Tschigirin am Dnepr zwei Gutsherren neben einander; der eine war ein polnischer Edelmann Namens Czaplinski und bekleidete hier das Amt

eines Unterstarosten; der andere war ein Kosak, Bogdan Chmielnicki, der sich unter seinen Genossen zu der Würde eines Feldpissars oder Notars aufgeschwungen hatte. Jener hatte als polnischer Beamter die mächtigere Stellung, dieser bei den Seinigen das grössere Ansehen. Chmielnicki's Gut — es hiess Subotow — blühte durch die kluge und emsige Thätigkeit seines Besitzers; die Ländereien Czaplinski's lagen fast wüst. Dieser Unterschied erregte den Zorn, den Neid, die Habsucht des Polen; er beschloss den Nachbar um sein Eigenthum zu bringen. Der Feldpissar war sein Untergebener; er gab ihm gefährliche Aufträge; dann schickte er gegen ihn Meuchelmörder ab; doch alle diese Versuche schlugen ihm fehl. Da setzte er einen Bericht an den Starosten von Tschigirin auf des Inhalts: „Chmielnicki's Gut gehöre eigentlich zur Starostei; derselbe habe auch über sein Besitzrecht nichts Schriftliches, wenigstens keine Urkunde in bester Form; überhaupt sei es unschicklich, einem Kerl von Kosaken die Herrschaft über ein ansehnliches Landgut und Unterthanen zu gestatten; aus diesen Gründen beantrage er, Subotow für Rechnung der Starostei einzuziehen."

Der Antrag wurde genehmigt, und eines Tages erschien in Subotow eine Abtheilung polnischer Soldaten und warf den Besitzer hinaus. Chmielnicki klagte, aber das Gericht wies ihn ab. Doch er war nicht der Mann, der sich ungestraft treten liess. „Noch," rief er, „ist meine Kosakenmutter nicht gestorben (mein Kosaken-

muth nicht erloschen). Czaplinski hat mir nicht alles genommen, so lange ich noch einen Säbel in der Hand führen kann.“ Indess ehe er zum Aeussersten schritt, wollte er auch das letzte Rechtsmittel versuchen. Er reiste nach Warschau, um sich dort an die höchste Instanz zu wenden.

Kaum war er fort, als Czaplinski von Subotow Besitz ergriff; und er nahm nicht bloss Haus und Hof, sondern auch das Streitross des Kosaken. Ja sogar Chmielnicki’s Gattin legte er sich zu. Unter dem Vorwande, sie sei nur eine Zuhälterin gewesen, und er wolle sie jetzt zu einer ehrlichen Frau machen, nöthigte er sie katholisch zu werden und mit ihm vor den Altar zu treten. Den jungen Sohn Chmielnicki’s, der des Vaters Drohungen nachgesprochen, liess er öffentlich auf dem Marktplatz zu Tschigirin durchpeitschen.

Alles dies zeigte Chmielnicki in Warschau dem Reichstag an und bat um Recht. Doch die Antwort, die er auf seine Klagen erhielt, war eine neue Beleidigung: „den Spruch des Gerichtes, durch welchen ihm Subotow aberkannt worden, könne man seinetwegen nicht umstossen, und was seine Frau betreffe, so solle er sich unter den vielen Schönen, die es auf der Welt gebe, eine andere suchen.“ [53]) Er ging zum Könige. Dieser zuckte die Achseln, deutete an, wie machtlos er selbst sei, und rieth ihm, wenn er es vermöge, der Gewalt die Gewalt entgegenzustellen; dies sei überhaupt für die Kosaken das einzige Mittel, ihren gerechten Beschwerden abzuhelfen.

Mit einem Wort, der Bescheid kam hinaus auf den alten Spruch: „In Polen muss man wenig reden und viel thun, sonst wird man eingebuttert.“

Der Saporoger war nun entschlossen, er kehrte nach der Ukraine zurück, um sich selber Recht und Rache zu verschaffen. Dort traf ihn ein neuer Unfall: er wurde auf Befehl des Starosten verhaftet. Allein die Fürsprache seiner vormaligen Frau, der Unterstarostin Czaplinski bewirkte, dass man ihn nicht in Fesseln legte, und so ward es ihm möglich, während seine Wächter einen Rausch ausschliefen, zu entweichen. Er floh nach den Inseln. Von jetzt an lächelte ihm das Glück. Mit leichter Mühe brachte er die Dneprkosaken zum Aufstand; sie warfen ihre polnischen Offiziere in den Strom und riefen Chmielnicki zu ihrem Hetman aus. Dies geschah gegen Ende des Jahres 1647; im nächsten Frühjahr stand Chmielnicki bereits an der Spitze eines mächtigen Heeres; denn die ganze Ukraine hatte sich für ihn erhoben, der Erzbischof von Kiew sein Unternehmen gesegnet, und auch vom Tatarkhan war eine Hilfsschar eingetroffen.

Um einen so grossen Brand zu löschen, hätte es wirksamerer Anstalten bedurft, als der polnischen Regierung anfangs zu Gebote standen. Die wenigen Truppen, die sie beim Beginn der Empörung entsenden konnte, wurden geschlagen. Sie rüstete nun stärker, und es fragte sich, ob die Saporoger dem an Volkszahl und Reichthum ihnen so weit überlegenen polnischen Staate auf die Dauer würden widerstehen können. Aber Chmielnicki wusste, was ihm

an Gewaltmitteln abging, durch die Künste einer schlauen Politik zu ersetzen. Er erklärte, die Waffen der Kosaken seien nicht gegen den König, nicht gegen das Volk von Polen, nur gegen die tyrannischen Beherrscher beider, die übermüthigen Magnaten, erhoben, und sie würden wie vor alters dem Reiche die treuesten Dienste leisten, wenn man ihnen erlaube, die Ukraine vor den innern Feinden Polens zu schützen. Der königlichen Partei unter dem Adel stellte er noch besonders vor, wie nützlich er gegen die Aristokraten, wie er ein Retter der Nation vor der Anarchie sein könne. In der That gelang es ihm hiedurch, in wichtigen Augenblicken die Thätigkeit seiner Gegner zu lähmen. Andrerseits liess er keine Gelegenheit ungenützt vorbei, wo er im Felde einen Erfolg erringen konnte. Kurz, er verfuhr nach dem russischen Sprichwort, welches besagt: „Dem Polen muss man von vorne etwas Zucker, von hinten Batogi (Hiebe) geben."

Er erreichte, was er gewollt; man unterhandelte mit ihm. Im Februar 1649 langten zu Perejaslaw, wo er residirte, die polnischen Gesandten an, die vornehmsten Beamten des Reichs. Sie brachten ihm von Seiten des Königs die Insignien der Hetmanswürde, — eine mit Saphiren besetzte Keule, eine rothe Fahne mit dem weissen Adler und dem königlichen Namenszug — und ein Diplom über diesen Titel. Er empfing seine Gäste unter dem Donner der Kanonen und bewirthete sie mit einem Pomp, in welchem sich orientalischer Luxus mit kosa-

kischer Rohheit seltsam mischte. Aus goldenen Bechern trank man an seinem Tische die Gesundheiten in schlichtem Branntwein, und die mit Edelsteinen reich geschmückte Frau Chmielnicki's (die er soeben zurückerobert) stopfte ihm und den Gesandten eigenhändig die Tabakspfeifen.

Allein die Bedingung, unter der er den Frieden bot, wurde vom Reichstag nicht angenommen; es sollte die ganze alte Verfassung der Saporoger mit ihrer politischen und religiösen Freiheit wiederhergestellt werden; dieser Gedanke war den polnischen Aristokraten unerträglich. Sie begannen den Krieg von neuem. Jetzt aber erschien Chmielnicki mit einem Heere im Felde, wie es Europa seit den Zeiten Batu's nicht wieder gesehen; er soll 200,000 Kosaken und 160,000 Tataren herbeigeführt haben. Gewiss ist, dass er im Sommer des Jahres 1649 die polnischen Streitkräfte überall mit erdrückender Uebermacht zu Boden warf, und dass König und Reichstag, um nur Polen zu retten, jene Forderung des Hetmans, die sie eben abgelehnt, jetzt bewilligten.

Aber sobald die grösste Gefahr vorüber war, als man die Tataren wieder in der Krim, den ukrainischen Landsturm zerstreut in seinen Hütten wusste, da setzten Geistlichkeit und Adel die Kräfte Polens von neuem gegen die Kosaken in Bewegung. Chmielnicki überzeugte sich endlich, dass mit diesen Feinden ein dauerhafter Frieden nicht möglich sei, und er beschloss, den polnischen Nachstellungen ein für allemal ein Ende zu machen. Im Jahre 1654 berief er sein Volk zusammen

und legte die Frage vor: „ob sie lieber einem katholischen König gehorchen und mit Mohamedanern in Freundschaft leben oder von einem rechtgläubigen, mächtigen Monarchen geschützt werden wollten.“ Die Antwort war ein allgemeines Hurrah für den Zaren von Moskau. Die Saporoger begaben sich unter den Schutz des heiligen Russlands. Mit offenen Armen wurden sie empfangen; reiche Geschenke und unbedingte Bestätigung aller ihrer Privilegien waren der Lohn, den Zar Alexei Michailowitsch ihnen für ihre Huldigung gewährte.

Dieses Ereigniss bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte Osteuropa's; es beginnt mit ihm der Aufgang der russischen, der Niedergang der polnischen Grossmacht. Seit der Moskowiter in der Ukraine Fuss gefasst, war die Vereinigung aller kleinrussischen Bevölkerungen mit den Grossrussen nur eine Frage der Zeit. Eben hier entschied sich dann auch zu Russlands Gunsten der lange Kampf, den es mit seinem nordischen Nebenbuhler, mit Schweden, zu bestehen hatte. Es war nicht zufällig, dass Karls XII. Stern gerade in der Ukraine erlosch. Denn es handelte sich darum, hier ein ganzes Volk von Kriegern als Verstärkung zu gewinnen; aber nur ein kleiner Theil desselben liess sich von dem Hetman Mazeppa zu den schwedischen Fahnen hinüberziehen, und die Folge davon war der Tag bei Pultawa.

Russland hat den Ukrainern ihre Treue schlecht gelohnt. Es gebrauchte in allen seinen Schlachten die

Kosaken als Kanonenfutter, und gönnte ihnen dafür nicht einmal den Genuss jener Rechte, um deren willen sie einst von Polen abgefallen. Die Kaiserin Katharina II. fand, dass die republikanischen Satzungen dieser sonderbaren Gemeinden am Dnepr der russischen Staatsraison zuwiderliefen. Eines Tages (im Jahre 1764) winkte sie den Hetman Rasumowski zu sich heran, einen Menschen, der seine Hetmanskeule dem Umstande verdankte, dass sein Bruder erster Favorit der weiland Kaiserin Elisabeth gewesen war. Lächelnd, aber mit dem Tone der Herrscherin — denn es handelte sich keineswegs um einen galanten Dienst — sprach Katharina zu ihm: „Ihr Amt, Herr Hetman, muss einträglich sein. Wie viel bringt es Ihnen jährlich?“ „Sechzig bis hunderttausend Rubel,“ war die Antwort. „Würden Sie es übel nehmen,“ versetzte hierauf die Kaiserin, „wenn ich selbst Hetman sein wollte, und wenn ich, ohne Ihre Einkünfte zu vermindern, Sie der Sorgen überhöbe, welche diese Stelle mit sich führt?“ Rasumowski, ganz verwirrt, stotterte: „Dieses hängt von Eurer Majestät ab.“ Er wurde wieder mit einem gnädigen Lächeln entlassen, und Tags darauf musste er sein Amt niederlegen.

Nicht so gefügig zeigten sich die Männer am Dnepr selbst; sie wehrten sich für ihre Rechte. Allein ihr neuer Hetman war ihnen zu stark, und nachdem ihr Widerstand überwältigt worden, wurden sie theils aus dem Lande gejagt, theils zu gemeinen Bauern gemacht. Dies geschah im Jahre 1775, zu der Zeit, als auch Polen den

Gang zum Tode antrat, und es war dieselbe deutsche Frauenhand, die den Slawen ihre grosse aristokratische und ihre kleine demokratische Republik zertrümmerte.

Den Untergang der Kosakenfreiheit verkündete ein Ukas vom 3. August jenes Jahres in dem hyperbolischen Stile, den man im Orient liebt: „Wir machen hiedurch bekannt, dass so eben die saporogische Setscha zerstört, und die Saporoger selbst bis auf ihren Namen ausgerottet sind. Wir haben diesen Unserm Mutterherzen sehr sauren Schritt gethan, erst nach Erschöpfung aller milderen Mittel u. s. w." [54]) Die Leichenrede ist sehr lang.

Der Römer fasste sich in solchen Fällen kürzer: *Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.* Auch die Ruriks und die Romanows pflegten mit Gründen sparsamer umzugehen. Allein Katharina besass zu viel ästhetische Bildung, um nicht hässliche Thaten mit schönen Worten zu bekleiden.

MOSKAUER LEBEN UM DAS JAHR 1650.

1. Ein Hochzeitsfest.

Der Bojar Alexei Iwanowitsch in Moskau macht Hochzeit; er heirathet Xenia, die Tochter des Bojaren Feodor Schisin.[55]) Es ist ihm nicht möglich gewesen, die Wachsamkeit ihrer Hüter zu täuschen und seine Braut zu sehen; der Sitte gemäss wird er ihr Angesicht erst erblicken, wenn sie ihm angetraut ist und er zu ihr in die Brautkammer tritt. Doch hofft er das Beste.

Die beiden Swachä, die Hochzeitsschaffnerinnen, haben in dem Hause der Braut, wo das Fest beginnen wird, alles geordnet. Nun begiebt sich die eine nach dem Hause des Bräutigams. Mit ihr gehen hundert Diener, gleichmässig in Kaftane gekleidet, und ein jeder Diener trägt auf dem Kopfe irgend ein Geräth, irgend einen Zierath für die Brautkammer.

Das Haus Alexei's ist nicht mehr das kleine unansehnliche, welches sein Vater Iwan, der doch reicher war, bewohnte, sondern ein palastähnliches Gebäude, stattlich anzuschauen, obgleich von Holz. In dem Zim-

mer, welches zur Brautkammer eingerichtet wird, sieht man vierzig Roggengarben neben und auf einander geschichtet; sie bilden die Unterlage für das Brautbett. Zur Seite stehen drei Tonnen, eine voll Weizen, eine voll Gerste, eine voll Hafer. Dies bedeutet die Fülle an Nahrung, welche der künftige Ehestand haben soll.

Der Abend bricht herein, endlich ist die Swacha auch hier mit den Vorbereitungen fertig. Nun werden die schön geschmückten Rosse vorgeführt; zuerst sitzt der Pope auf, dann der Bräutigam, zuletzt dessen Gäste. In dieser Ordnung reiten sie zum Hause der Braut. Hier empfängt sie mit Willkommengruss die Familie Schisin, und Alexei wird mit seinen nächsten Angehörigen an einen gedeckten Tisch genöthigt, auf welchem drei Gerichte stehen. Doch auf seinem Stuhle sitzt ein Knabe, diesen muss er erst durch ein Geschenk bewegen, ihm den Platz zu räumen. Nun wird die Braut herbei gebracht; sie ist prächtig gekleidet; doch ihr Antlitz verhüllt ein dichter Schleier. Man setzt sie neben ihren Bräutigam, aber seine forschenden Seitenblicke nützen ihm nichts; denn schon ist zwischen das Paar ein breites Stück rothen Taffets gezogen, welches zwei Knaben wie eine Schutzwand halten. Jetzt tritt die Swacha herzu, nimmt der Braut den Schleier ab, und wenigstens die Gäste überzeugen sich nun, dass Xenia trotz der dicken Schminke, die auf ihrem Antlitz liegt, keineswegs hässlich ist. Dann werden ihr von der Swacha die Haare gekämmt und in zwei Zöpfe geflochten, zuletzt eine Krone

auf das Haupt gesetzt. Die Krone ist von Goldblech, mit Seide gefüttert, und rechts und links hängen sechs Perlenschnüre herab, welche bis unter die Brust reichen. Auch Xeniens langer Ueberrock ist vorne herunter und an dem drei Finger breiten steifen Halskragen, sowie an den Aermeln, welche eine Weite von drei Ellen haben, dicht mit Perlen besetzt. Ueber tausend Thaler hat dieser Rock gekostet.

Die Swacha kämmt nun auch den Bräutigam. Die weiblichen Gäste steigen mittlerweile auf die Bänke und singen allerhand zweideutige Lieder. Hierauf erscheinen zwei geputzte Junggesellen und bringen auf einer Trage einen mächtigen Käse nebst einigen Broten, welche mit Zobelfellen behängt sind. Sie stellen die Trage vor den Popen; er segnet Brot und Käse und lässt hernach diese Gaben zur Kirche schaffen. Dann wird eine grosse silberne Schüssel auf den Tisch gesetzt; sie enthält viereckige Stückchen Atlas und Taffet, platte viereckige Silberstücke, etwas Gerste, Hafer, Hopfen, alles durcheinander gemischt. Während die eine Swacha die Braut wieder verschleiert, ergreift die andere diese Schüssel und bestreut mit dem Inhalt alle Männer in der Gesellschaft; wer will, mag von dem Silber und Atlas auflesen; die andern Gäste singen unterdess ein lustiges, nur zu derbes Lied. Die Väter des Brautpaars stehen jetzt auf und wechseln die Ringe der Verlobten. Die Swacha aber giebt den Knechten ein Zeichen, die Wagen und Pferde vorzuführen. Denn die Gesellschaft bricht nun nach der

Kirche auf; voran in einem Schlitten, dessen Zugpferd am Halse und unter dem Kummet über und über mit Fuchsschwänzen behängt ist, die Swacha mit der verschleierten Braut; dann zu Pferde der Bräutigam und die andern Männer. Neben dem Popen, der sich an Vater Schisin's guten Schnäpsen etwas übernommen hat, reiten zwei Diener, welche ihn stützen, damit er nicht aus dem Sattel falle. Die Frauen folgen zu Wagen.

In der Kirche führt ein mit rothem Taffet belegter Gang zu dem Platze, den ein bunter persischer Teppich als den Ort der Trauung bezeichnet. Doch zuvor muss dem Popen geopfert werden; die Gaben bestehen in Pasteten, Pirogen und anderm Gebäck. Dann tritt das Brautpaar auf den Teppich vor den Geistlichen, den immer die beiden Diener stützen. Andere Männer halten über den Häuptern der Brautleute zwei grosse Heiligenbilder, welche deren Schutzpatrone darstellen. Nun fasst der Pope den Bräutigam bei der rechten, die Braut bei der linken Hand und fragt dreimal: „Alexei Iwanowitsch! Xenia Schisinowna! wollt ihr einander zu rechter christlicher Ehe haben und in solchem Ehestand euch zu einander wohl verhalten?“ „Ja!“ antworten sie einstimmig. Da fasst er ihre Hände noch fester und führt mit ihnen einen Rundtanz auf; auch die Heiligenbilder drehen sich mit. Rings aber die ganze Hochzeitsgesellschaft hat kleine Wachskerzen angezündet, deren Schein die bunte Gruppe auf dem Teppich hell beleuchtet. Da mischen sich im Kreislauf die Farben und die Lichter

wie in einem Kaleidoskop; doch das ungeheure weisse Kreuz, welches hinten auf den dunkeln Talar des Popen gestickt ist, hält die Einheit des Ganzen aufrecht. Während des Tanzes singt der Geistliche den einhundert und achtundzwanzigsten Psalm, und die Neuvermählten singen ihm das Lied stückweise nach; nicht ohne Mühe, denn sie verstehen das alte Kirchenslavonisch nur schwer.

Der Tanz ist zu Ende und der Pope setzt ihnen schöne Kränze auf das Haupt, indem er spricht: „Wachset und mehret euch. Was Gott zusammenfügt, das soll kein Mensch scheiden!" Dann ergreift er einen gläsernen Römer mit Rothwein, welchen ihm Schisin gereicht hat, und trinkt den jungen Eheleuten daraus zu. Sie thun ihm dreimal Bescheid; den geleerten Pokal wirft Alexei auf die Erde und tritt mit Xenia auf die Scherben, dass sie in kleine Stücke zerbrechen. Dabei spricht das Paar: „So müssen auch alle, die zwischen uns Feindschaft und Hass zu erwecken suchen, vor unsere Füsse fallen und zertreten werden."

Jetzt folgt der Glückwunsch der Gäste; doch während die Frauen Lein- und Hanfsaat auf das Paar werfen und Fruchtbarkeit prophezeien, zupfen und zerren die Mädchen an der Braut, als wollten sie dieselbe mit sich hinwegziehen; aber Xenia und Alexei halten fest an einander und glücklich bringt dieser seine Frau aus der Kirche und in ihren Schlitten, in welchem sie, geleitet von sechs Fackelträgern, abfährt. Ihr nach reitet der junge Ehemann, hinter ihm der Pope und die Gäste;

das Ziel ist nun Alexei's Haus. Hier steht das Hochzeitsmahl bereit und Alle setzen sich zu Tisch, nur Xenia fehlt, sie wird von der Swacha in der Brautkammer zu Bett gebracht. Es dauert auch nicht lange, so erhebt sich Alexei von der Tafel, denn die Swacha erscheint im Saale und winkt ihm. Acht Knaben mit brennenden Wachslichtern gehen vor ihm her, so tritt er in das Gemach und wird hier von Xenien, die aus dem Bett wieder aufgestanden ist und sich einen Zobelpelz umgeworfen hat, mit tiefem Kopfneigen empfangen. Rasch haben die kleinen Fackelträger ihre Lichter auf die Getreidetonnen gesteckt, und belohnt mit einigen Zobelfellen gehen sie ab, während die Swacha auf einen gedeckten Tisch in dem Zimmer einen gebratenen Hahn stellt, um dann ebenfalls sich eilig zurückzuziehen. Nun setzen sich die beiden an den Tisch und zum ersten Male erblickt Alexei seine Xenia unverschleiert. Die Hast, mit welcher er die letzte Ceremonie dieses Tages abmacht, nämlich dem Hahn ein Bein abreisst, es rückwärts über sein Haupt wirft und dann von dem andern Beine geniesst, scheint zu beweisen, er finde seine Erwartung nicht getäuscht. Nach gehaltener Mahlzeit — sie währt nicht lange — begeben sich die Neuvermählten zu Bett. Draussen aber vor der Kammer hält auf- und abspazierend ein alter Diener Wacht und ruft bisweilen eine Frage hinein. Endlich giebt Alexei die Antwort. Hurtig läuft der Diener hinab in den Saal, wo unterdessen von den Gästen mancherlei abergläubische Kurz-

weil, um dem neuen Ehestand Glück zu erwecken, getrieben worden. Da kommt die Meldung: „Das Paar ist einig!“ und die schon lange harrenden Musiker begrüssen mit einem gewaltigen Tusch der Trompeten den Vollzug der Heirath. — [56])

Für Alexei und Xenien war der Höhepunkt des Festes erreicht; sie machten die Ceremonie, die ihnen nun noch oblag, mit weit geringerer Gemüthsbewegung durch, als die Bräuche zuvor. Jene letzte Feierlichkeit hiess das Brautbad und ging am folgenden Morgen vor sich. Nachdem nämlich die Vermählten aus dem Bette aufgestanden, wurden sie von den Swachä in eine geheizte Badestube geführt und dort mit Wasser, mit Meth und mit Wein abgewaschen, worauf Xenia ihrem Manne ein Badehemde, welches am Halskragen mit Perlen gestickt war, und einen prächtigen Kaftan schenkte.

Aber für die Gäste begann jetzt erst das grösste Vergnügen; ein allgemeines Gelage, bei dem jede Lust ihren Gegenstand fand, und welches zwei ganze Tage dauerte. Die Herren hatten anfangs dem vornehmen theuern Alikante [57]) zugesprochen; allein sie überliessen dieses schwache Getränk bald den Damen und hielten sich zum Branntwein, der nun in Strömen floss. Die ganze Gesellschaft war in kurzer Zeit halb oder ganz betrunken und man sah ein Kommen und Gehen, solcher, die sich wieder von ihrem Rausch erholt hatten, und anderer, die er eben überwand. Jene suchten frische Kraft bei den

Agurken, einem Salat aus Gurken, kaltem Schöpsenbraten, Pfeffer, Essig und dem unvermeidlichen Knoblauch. Auf dies Gericht schmeckte der Trunk von neuem. Andere betteten ihren müden Leib, wo sie eben Platz fanden oder wo ein theilnehmender Nachbar sie gerade hinlegte. Hatte ein solcher Schläfer in der Gesellschaft eine hübsche Frau, dann ging es ihm freilich schlecht. Denn kaum war er fest eingeschlummert, so schlüpfte auch schon seine bessere Hälfte mit diesem oder jenem Herrn, der sich für den jetzt gekommenen Moment nüchtern erhalten, hinaus und blieb einige Zeit verschwunden. Selten liess eine verheirathete Russin eine solche Gelegenheit unbenutzt: sie rächte sich für die Sklaverei und die Absperrung, in der sie gewöhnlich gehalten wurde. Kam ihr Fehltritt an den Tag, so hatte sie allerdings Strafe genug zu erwarten: Knutenhiebe, dann Verstossung in ein Kloster. Doch beim lustigen Klingen der Hackbretter und wenn von Tanz und Wein das Blut wogt, wer denkt da viel an die Zukunft!

2. Ein Spaziergang durch die Stadt.*)

Ich wohne hier bei einem Pelzhändler; der Mann ist wohlhabend genug, aber wie ärmlich sieht es in seinem

*) Aus den moskowitischen Briefen eines Europäers.

Hause aus. Die Wände in den Zimmern sind nackt und bloss, ihr einziger Zierath besteht in ein paar schlecht gemalten Heiligenbildern. Eben so dürftig ist der übrige Hausrath; einige hölzerne Bänke, Tische, Kisten, drei oder vier irdene Töpfe, ein halbes Dutzend Schüsseln und Schalen — das ist so ziemlich alles. Federbetten giebt es hier nicht; man schläft auf Polstern, Matten oder in seinen Kleidern. Ich hielt diese Mängel anfangs für Zeichen des Geizes; allein ich habe seitdem bemerkt, dass die meisten Haushaltungen in Moskau, selbst der reichen Leute, ebenso kärglich bestellt sind.[58]) Wollten die Leute wenigstens reinlich sein! aber es scheint, sie hassen das Scheuern; so selten und oberflächlich thun sie es. Daher ist denn auch alles, was man im Zimmer anfasst, jedes Geschirr, jedes Geräth, von Staub und Schmutz beinahe schwarz.

Wer sich an diese Unreinlichkeit nicht gewöhnen kann, dem mundet dann auch Essen und Trinken nicht. Ohnehin ist die Kost grob und durch den Knoblauch, der in keinem Gerichte fehlt, widerwärtig. Die Speisen, welche gewöhnlich auf den Tisch kommen, sind Gemüse — besonders Rüben, Kohl und Gurken — Grütze, Fische, die nicht selten, weil man das Salz an ihnen gespart hat, sehr stinken, und an den Tagen, an denen die Religion es erlaubt, das heisst drei bis viermal in der Woche, Fleisch; sodann Backwerk, Pasteten von vielerlei Art und Kaviar, den sie hier zu Lande Ikari nennen. Der gemeine Mann trinkt am meisten Quas, das ist ein säuer-

liches Dünnbier, am liebsten aber starkes Bier, Meth und vor allem Branntwein. Die Vornehmen halten sich ausser den letzteren Getränken auch spanische, rheinische und französische Weine, die über Archangel hereinkommen und sehr theuer sind. Sie bewirthen mit diesen die ausländischen Gäste, denn sie selbst ziehen bei weitem den Branntwein vor. Ihr Meth ist übrigens von vorzüglichem Wohlgeschmack, zumal der aus Himbeeren gebraute, und ich habe mir das Recept zu diesem lieblichen Getränk mittheilen lassen. Hier ist es: Man thue die reifen Himbeeren in ein Fass, giesse reines Wasser darauf und lasse es einen oder zwei Tage stehen, bis das Wasser die Farbe und den Geschmack der Himbeeren angenommen hat. Dann giesse man das Wasser ab und rühre Honig in dasselbe ein, auf zwei bis drei Kannen Wasser eine Kanne Honig. In dieses Gemisch werfe man ein Schnittlein gerösteter Semmel, welches mit ein wenig Hefen bestrichen ist. Sobald die Gährung beginnt, welche vier oder fünf Tage, nicht länger, dauern muss, nehme man jenes Brot wieder heraus und hänge auf einige Stunden ein mit Gewürznelken, Kardamom und Zimmet gefülltes Leinwandbeutelchen hinein.

Als ich durch Preussen und Liefland kam, wunderte ich mich, wie stark dort die Leute im Trinken seien; hier sehe ich, dass der russische Magen noch weit mehr verträgt. Gar im Essen sind die Russen unüberwindlich. Es giebt aber auch nirgends so viele Dickbäuche wie hier, und die Russen bilden sich auf ihre Wohlbeleibtheit

etwas ein; denn je länger der Bart und je dicker der Bauch, desto stattlicher sei der Mann.

In allen Ständen ist es üblich, Mittags nach Tisch zu ruhen und zu schlafen, und da jedermann es liebt sich den Magen zu überladen, so ist jener Brauch wohl auch nothwendig.

Anderwärts gilt langes Haar für ein Abzeichen der Freiheit. Hier tragen nur Popen und Weiber das Haupthaar lang, vornehme Männer schneiden es ganz kurz und lassen es nur, wenn sie beim Zaren in Ungnade gefallen sind, lang und wild wachsen.

Man glaubt gewöhnlich, die Haut der Russen sei gegen Kälte äusserst unempfindlich; ich bin nicht dieser Meinung. Wenigstens habe ich in Polen die gemeinen Leute bei starkem Frost sehr häufig mit entblösster Brust gehen sehn; in Russland hatte ich einen solchen Anblick weit seltener. Die russische Kleidung ist dick und vielfach. Ueber das Hemde, welches im Rücken gefüttert ist, und über die Hosen wird der Kaftan gezogen, das ist ein enger Rock, der einen breiten Stehkragen hat und bis auf die Kniee reicht, und über den Kaftan ziehen viele Russen noch einen mit Baumwolle gefütterten und bis unter die Waden reichenden Rock, den Feres. Dazu kommt, wenn sie ausgehen wollen, ein dritter und noch längerer Rock. Kaftan und Feres sind je nach dem Vermögen von Kattun, Seide, Damast oder Atlas, der Ueberzieher von veilchenblauem, braunem oder dunkelgrünem Tuche, auch wohl von buntem Damast,

Atlas oder Goldbrokat. Von letzteren Stoffen sind alle Röcke, welche im grossfürstlichen Schatze liegen und an die Minister und Räthe zu den öffentlichen Audienzen leihweise vergeben werden. Die Kopfbedeckung besteht bei den Vornehmen in einer Mütze von feinem Pelzwerk, welche wohl eine Elle hoch ist. Die gemeinen Bürger tragen niedrigere Mützen. Die Stiefel sind bei jenen von Safian, bei diesen von Juchten.

Die Weiber unterscheiden sich in ihrer Tracht sehr wenig von den Männern. Nur tragen sie keine Kaftane, und die Schuhe der reichen haben sechs Zoll hohe Hacken; viel laufen können sie damit nicht.

Gestern machte ich zum Abschiede noch einmal einen langen Spaziergang in der Stadt. Sie hat sich doch wenig verändert, seit ich zum letzten Male, Anno 1643, hier war. Einige neue steinerne Häuser und Paläste sind noch hinzugekommen; aber sie verschwinden in dem Meere von hölzernen Baraken, welches man Moskau nennt. Es hört sich prächtig an, wenn gesagt wird, es gebe hier zweitausend Kirchen; allein dabei sind die Kapellen mitgerechnet, und jeder grosse Herr hat eine solche neben seinem Hause. Einen wirklich bedeutenden Eindruck macht auf den Beschauer nur der Kreml; doch gleicht diese Residenz des Zaren mehr einer befestigten Stadt als einer Kaiserburg.

Ich ging über den freien Platz, welcher hinter dem Kreml liegt, und auf dem die gerichtlichen Strafen vollstreckt werden. Was wurde da wieder geprügelt! Da standen zunächst die bösen Schuldner, welche ein Jahr lang täglich hieher kommen müssen, um ihre Hiebe zu empfangen. Der Büttel schlägt sie mit einem dünnen Rohrstock auf die Schienbeine; doch lässt er sich gern durch ein Trinkgeld bewegen, dass er gelinde schlägt oder die Holzschienen nicht merkt, welche in den Stiefeln und unter den Hosen stecken.

Weiterhin sieht man eine Gruppe mit dem Batogi beschäftigt. Diese Strafe kann ein jeder Herr über seinen Knecht verhängen. Der Missethäter muss sich dann entkleiden und mit dem Bauch auf die Erde legen; zwei andere Knechte setzen sich auf ihn, der eine auf seinen Kopf, der zweite auf die Beine, und hauen mit biegsamen Stöcken abwechselnd auf ihn los, ungefähr so wie die Kürschner die Felle ausklopfen.

In einiger Entfernung bot sich ein fürchterlicheres Schauspiel. Neun Menschen, darunter eine Frau, erhielten die Knute. Das ist eine barbarische Strafe. Der Verbrecher muss sich, bis zu den Hüften entkleidet, über den Rücken eines Scharfrichterknechts legen und um dessen Hals die Arme schlagen, während ein anderer Knecht ihm die Beine zusammenbindet und an einem Stricke über der Erde hält. Drei Schritte ab steht der Scharfrichter und schwingt auf ihn die lange dicke Knutpeitsche; jeder Schlag reisst drei Schnitte in das Fleisch.

Denn vorn an der Peitsche sitzen drei einen Finger lange Riemen von harter ungegerbter Elenns-Haut. Neben dem Scharfrichter steht der Gerichtsdiener, in der Hand einen Zettel, von dem er die Zahl der zu ertheilenden Hiebe abliest. Ist sie erreicht, so ruft er: *Polno!* es ist genug! Diesmal war die Zahl für die Männer zwanzig bis sechs und zwanzig, für das Weib, welches in Ohnmacht fiel, sechzehn. Ihre Rücken behielten nicht eines Fingers breit ganze Haut. Ihr Verbrechen war gewesen, dass sie Tabak und Branntwein verkauft hatten. Denn der Gebrauch des Tabaks ist den Russen überhaupt untersagt, und wer beim Schnupfen oder Rauchen desselben ertappt wird, dem schlitzt man von Rechts wegen die Nase auf. Branntwein aber darf niemand verkaufen, als die Pächter der Regierung; er ist zarisches Monopol.[59])

Die Geknuteten wurden nun zur Erde gesetzt und aus der zuschauenden Menge traten ihre Freunde hervor, jeder mit dem noch warmen Felle eines eben geschlachteten Schafes in der Hand. Diese Felle warfen sie ihnen um den blutigen Rücken, er soll davon rascher heilen. Die Scharfrichterknechte aber hängten ihnen die Zeichen ihrer Missethat, den Tabakshändlern eine Düte mit Tabak, den Branntweinhändlern eine Flasche um den Hals, banden sie zu je zweien mit den Armen an einander und führten sie unter Peitschenhieben durch den Hof des Kreml.

Ich will die Leibesstrafen und Martern, die für grössere Verbrechen zugefügt werden, nicht beschreiben; sie sind dieselben, die man auch in Europa in den Folterkammern

und am Hochgericht zu sehen pflegt. Aber was man dort nicht sieht, ist die Abprügelung eines Priesters durch den Büttel. Hier fand auch dies statt. Doch hatte der Büttel dem armen Sünder zuvor die Skufia oder das heilige Mützchen abgenommen. Denn wer einen Popen schlägt und trifft ihn auf das Mützchen oder macht, dass es ihm zur Erde fällt, der muss ihm die Biszestia, das ist die Strafe für Beschimpfung, bezahlen. Doch bekommen die Popen darum nicht weniger Prügel und mit Recht, denn sie sind insgemein versoffener und unnützer als andere Leute. Nachdem er seine Hiebe erhalten, wird dem Popen die Skufia von dem Büttel säuberlich und mit Ehrerbietung wieder aufgesetzt, und niemand macht von der Sache viel Aufhebens.

Man trennt eben die Person von dem Amte, und wenn, was oft geschieht, ein betrunkener Pope auf der Strasse in den Koth fällt und mit schmutzigen Fingern die Vorübergehenden segnet, so empfangen sie seinen Segen gleichwohl mit Glauben und Ehrfurcht.

Die Gottesverehrung besteht hier fast noch mehr als zu Rom in Aeusserlichkeiten. Am beliebtesten ist die Ceremonie des Kreuzschlagens. Die Russen verrichten sie in der Art, dass sie mit den drei ersten Fingern der rechten Hand sich die Stirn, die Brust, und die rechte und linke Seite berühren und dabei sprechen: „*Gospodi pomilui!* Herr erbarme dich mein!“ Diese Weise sich zu segnen wurde mir so ausgelegt: die drei Finger bedeuten die heilige Dreifaltigkeit, das Erheben der Hand

zur Stirn die Himmelfahrt Christi; durch die Berührung der Brust werde auf das Herz und dass man Gottes Wort darein fassen solle, gewiesen; endlich durch die Berührung zur Rechten und Linken gebe man die Beschaffenheit des jüngsten Gerichts zu verstehen, wie die Frommen zur Rechten, für den Himmel, die Bösen zur Linken, für die Hölle, würden gestellt werden. Indessen nur die wenigsten Leute scheinen sich bei dem Kreuzschlagen etwas zu denken; sie thun es offenbar bloss gewohnheitsmässig. Wie dem auch sei, nirgends in der Welt giebt es Christen, die so oft das Zeichen des Kreuzes machen als hier zu Lande. Keine Hantirung, kein Beginnen, welcherlei Art auch immer, im Hause oder ausser dem Hause, geschieht, ohne dass die Finger vorher ein Kreuz geschlagen und die Lippen geflüstert haben: *Gospodi pomilui!* Auch vor jedem Kreuz, vor jedem Heiligenbilde, welches man zu Gesichte bekommt, muss man sich bekreuzigen und zwar dreimal, und keine Gasse, kein Haus ist ohne Kreuz oder Bild. Es giebt in Moskau einen eigenen Markt für diese Heiligthümer, er heisst der Göttermarkt, und man verkauft hier täglich, doch nennt man es Anstands halber Tauschen.

Einen Andersgläubigen lassen die Russen nicht gern in ihre Kirche hinein, und wenn er darin gewesen, so muss der Boden, den er durch seinen Fusstritt entheiligt, durch Scheuern und Segnen wieder geweiht werden. Ich beschränkte mich daher, die Kirchen von aussen zu betrachten. Sie sind weder prächtig noch schön, aber

eigenthümlich durch ihre gebauschten Thürme. An jeder Thür ist ein grosses Kreuz und auf jeder Thurmspitze ein dreifaches Kreuz angebracht. Eine Feierlichkeit, nämlich die Teufelaustreibung, wird ausserhalb der Kirche, doch dicht neben der Thür, vorgenommen; denn der ausfahrende Teufel, meinen sie, würde den geheiligten Raum entweihen. Daher finden denn auch die Taufen hier aussen statt, und die Gevattern müssen gleich wie der Pope beim Exorcismus eifrig auf die Erde speien.

Noch zahlreicher als die Kirchen sind die Kabaken oder Schankhäuser. Die gemeinen Leute tragen hiehin alles, was sie nur erwerben können, um es zu vertrinken, und wenn der Beutel geleert ist, so giebt mancher seine Kleider, ja das Hemde dem Wirth hin. Fast aus jedem Kabak, an welchem ich vorbeikam, sah ich einen mehr oder weniger Entkleideten heraustaumeln; diesem fehlte die Mütze, jenem die Fussbekleidung, dem dritten der Rock. Meiner Wohnung gegenüber ist ein Kabak, den ich aus meinem Fenster zuweilen beobachtete. Einmal kam ein Halbberauschter ohne Rock heraus; wenige Schritte von der Schenke begegnete ihm ein Freund, er kehrte um und ging mit diesem in den Kabak zurück. Zwei Stunden darauf erscheint er wieder, diesmal ohne Hemde, er hat nur noch ein paar Unterhosen an. Ich rufe ihm zu: „Wo hast du dein Hemd gelassen?“ „Beim Wirth!“ antwortet er und schimpft gräulich. Dann sich besinnend ruft er: „Ei, wo Rock und Hemde geblieben, da mögen die Hosen auch bleiben!“ Sprachs und kehrte

in den Kabak zurück. Eine Weile nachher kam er zum dritten Male heraus, jetzt splitternackt. Neben der Schenke wuchsen Hundsblumen; er raufte eine Handvoll aus, hielt sich die Blumen vor den Unterleib und ging also, lustig und singend, nach Hause.

Die Weiber sind dem Trunke fast ebenso ergeben wie die Männer, und der Kabak hat auch für sie eine grosse Anziehungskraft. Sie sitzen da oft neben ihren Männern und trinken mit ihnen um die Wette. Wollen jene nach Hause gehen, so haben sie dazu noch keine Lust; sie bekommen von ihren Eheherren Ohrfeigen, aber sie bleiben. Endlich fallen die Männer vom Branntwein bezwungen auf die Erde. Dann setzt sich jede Frau auf ihren Mann und säuft so lange, bis sie auch umfällt.

Nach den Kirchen und Kabaken erfreuen sich die Badstuben des grössten Zuspruchs. Der Russe geniesst hier das Schwitzbad, welches er so sehr liebt. Neben der Badstube befindet sich ein Ofen, in welchem Steine geglüht werden, die man dann mit Wasser begiesst. Die so erzeugten heissen Dämpfe werden durch ein verschliessbares Rohr in die Badstube geleitet. Dieselbe ist durch einen Verschlag in zwei Abtheilungen, für die Männer und für die Weiber, geschieden. Doch das Aus- und Ankleiden erfolgt sehr oft in einem gemeinschaftlichen Raume. Schurztücher sind nicht üblich; manche Personen halten sich beim Hinein- und Hinausgehen einen von Birkenlaub gemachten Busch vor, manche unterlassen auch dies. Ich sah sogar, wie nackte Weiber ohne Scheu

ins Männerbad traten, um mit ihren Angehörigen zu reden.

Sobald sich der Gast auf die Schwitzbank gelegt hat, so kommt der Badediener oder die Dienerin mit einem Busch von Birkenlaub und haut und reibt ihn so lange, bis er am ganzen Körper so roth ist wie ein gesottener Krebs. Die Hitze und die Mattigkeit, welche dabei erfolgen, waren mir unerträglich, den Russen aber, wie es schien, sehr angenehm. Sie laufen in solchem Zustande aus dem Bade hinaus, begiessen sich draussen mit kaltem Wasser oder reiben sich zur Winterszeit mit Schnee ab und kehren dann zurück, um von neuem zu schwitzen. Auch hiebei schämt sich niemand vor dem andern; Badende beiderlei Geschlechts spazieren ohne alle Bekleidung um sich abzukühlen vor dem Badehause umher. —

Doch man erlebt hier noch weit abscheulichere Dinge. Wie oft wird man von Ehemännern angesprochen, die — für Geld ihre Frauen anbieten! Selbst mancher Adlige greift, wenn er verarmt, zu diesem schändlichen Gewerbe, holt von der Strasse den ersten Besten herein, der ihm ein paar Rubel zahlen mag, und steht in eigener Person Wache, damit sein Kunde nicht gestört werde![60])
— *Ohe, jam satis est!*

OLEARIUS ÜBER DIE RUSSEN SEINER ZEIT.

Der Stoff zu den Darstellungen des vorigen Kapitels ist grösstentheils der Reisebeschreibung des berühmten Adam Olearius entlehnt. Dieser deutsche Gelehrte besuchte in den Jahren 1634, 1636 und 1643 das Reich und die Hauptstadt der Moskowiter, wo er für seinen Herrn, den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, diplomatische Geschäfte zu besorgen hatte. Dieselben führten ihn auch nach Persien, und er hat später, was er in den bereisten Ländern gesehen und erlebt, in deutscher Sprache veröffentlicht. Seine „curieuse Beschreibung der Reise aus Hollstein nach Musscau und Persien" hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert viele Auflagen erfahren, und sie nimmt unter den Denkmälern der Ethnographie mit Recht einen hohen Rang ein. Denn was sie enthält, trägt den Stempel der Wahrheit an sich; auch ist anerkannt, dass der Autor, der zum Beobachten so viel Gelegenheit hatte, es mit Scharfblick that und dass er mit Unbefangenheit urtheilte.

Ich habe die Thatsachen, die ich von Olearius bezogen, in einer Form zum Ausdruck gebracht, die dem modernen Geschmack mehr zusagt, als der schwerfällige Stil unserer Vorfahren. Allein die Urtheile, welche jener Reisende fällt, dürften mehr und einen besseren Eindruck machen, wenn sie in seiner eigenen, altväterischen Rede gehört werden. Ich will daher zum Schluss dieser Skizzen, in denen ich die Ahnenschaft der heutigen Russen geschildert, über die Moskowiter des siebzehnten Jahrhunderts den Olearius selber sich vernehmen lassen. Ich will auch seine Orthographie nicht ändern; sie ist (in der hamburger Ausgabe von 1696) nicht viel wunderlicher als unsere heutige sogenannte Rechtschreibung:

„Wenn man die Russen nach ihren Gemüthern, Sitten und Leben betrachtet, sind sie billich unter die Barbaren zu rechnen . . . Denn die Russen keine freye Künste und hohe Wissenschaften lieben, viel weniger sich selbst darinnen zu üben Lust haben. Daher bleiben sie ungelehrt und grob . . .

Sie sind zwar, was den Verstand betrifft, scharfsinnig und verschmitzt; sie wenden aber denselben an, nicht so woll der Tugend und Lob nachzustreben als ihren Vortheil und Nutzen zu suchen und ihren Begierden ein Gnügen zu thun . . . Sind arglistig, hartnackicht, unbändig, wiederwärtig, verkehret, unverschämet, zu allem Bösen geneiget, gebrauchen Gewalt für Recht, ja welche allen Tugenden gute Nacht gegeben und aller Schande den Kopff abgebissen.

Ihre Scharffsinnigkeit und List geben sie unter andern in Handlungen, kauffen und verkauffen sattsam zu verstehen, da sie allerhand Vortheil und Rencke, den Nehesten zu berücken, erdencken. Und wer sie betriegen will, muss gut Gehirn haben. Denn weil sie die Wahrheit sehr zu schonen und gern Lügen sich zu gebrauchen und argwohnisch zu seyn pflegen, wollen sie einem andern auch gar selten Glauben zustellen, und wer sie etwa berücken kan, den loben sie und halten ihn für einen Meister.

Es ist die Hinterlist und Falschheit bey ihnen so gross, dass sie nicht allein unter Fremden und Nachbarn, sondern auch zwischen Brüdern und Eheleuten zu befürchten . . . Weil dann die Russen ihre Verschlagenheit und Hinterlist in vielen Dingen zu gebrauchen pflegen und sich selbst unter einander nicht getreu, ist leicht zu erachten, was für Gemüther sie zu den Ausländern haben und wie man sich ihrer Vertraulichkeit versichert wissen kan. Werden sie mit einem Freundschaft zu machen sich anerbieten, geschiehet es nicht aus Liebe der Tugend (die sie nicht gross achten), sondern ihres eigen Vortheils und Nutzen halber, und heist bey ihnen recht:

Wo der Pöbel Freundschafft macht,
Er gewiss nach Nutzen tracht.

Sie sind auch, sonderlich die, so entweder das Glück und Reichthumb oder Ampt und Ehre über den Stand des gemeinen Mannes erhoben, sehr hochmüthig und

stoltz, welches sie, sonderlich gegen die Frembden nicht subtiel, sondern öffentlich mit Gebährden, Worten und Wercken zu erkennen geben. Und wie sie keinen Aussländer gegen ihre Landes-Leuthe zu rechnen etwas sonderlich achten, also meinen sie auch, dass kein Potentat in der Welt, der ihrem Oberhaupt an Reichthumb, Macht, Hoheit, Ansehen und Würden zu vergleichen sey . . . Sie sind grob-ehrgeitzig, können's woll von sich sagen, wenn man sie nicht nach ihren Willen respectiret und tractiret . . . Sie geben Hochheit halber selbst unter einander nicht viel nach, dringen sich umb die Oberstelle und gerathen offt darüber in grossen Streit.

Sie sind ingemein ein zankzüchtig Volck, können einander mit ungestühmen und harten Worten als Hunde anfahren. Man siehet auff den Gassen hin und wieder solch schelten und alt Weiber-Gebeisse mit solchem Eyfer, dass wer es nicht gewohnet, offt meynen solte, sie würden stracks einander in die Haare fallen. Es kömpt aber gar selten zum Schlagen, und wenn sie ja darzu gerathen, schlagen sie sich mit Fäusten, stossen einander aus vollen Leibes-Kräfften in die Seiten und auf die Scham. Man hat nie gesehen, dass die Russen einander auf Sebel oder Kugelwechseln, wie wohl in Teutschland und andern Orthen zu geschehen pfleget, aussgefodert hätten. Aber man hat woll erfahren, dass die fürnehmen Herren, ja Knesen oder Fürsten einander mit Knut-Peitschen zu Pferde tapffer herumb gehauen.

Bei Ausslassung ihres Zorns und Zanckens gebrauchen

sie zwar nicht die bey uns leyder allzuübliche schlimme Flüche und Wünsche. Aber anstatt derer haben sie sehr schandbare abscheuliche Worte und Hohnreden . . . so nicht allein die Erwachsene, sondern auch kleine Kinder herausstossen.

Grosse Höfflichkeit und ehrbare Sitten darff man bey ihnen nicht suchen, sind ziemlich versteckt. Sie tragen keinen Scheu, das was die Natur nach dem Essen von unten nach oben zu wirken pfleget, vor jederman hören und empfinden zu lassen. Und weil sie viel Knoblauch und Zwiebeln geniessen, fält einem, der es nicht gewohnet, ihre Gegenwart gar beschwerlich . . .

Weil sie in löblichen Wissenschafften unerfahren und von denckwürdigen Sachen und Geschichten der Alten und Vorfahren sich nicht gross bekümmern, auch nicht begierig sind von frembden Nationen dero Beschaffenheit nachzuforschen, höret man in ihren Zusammenkünfften von dergleichen nichts sprechen. (Ich rede aber hier nicht von der gar grossen Herren Gelagen). Ihre meiste Reden sind dahin gerichtet, worzu sie ihre Natur und gemeine Lebens-Arth veranlasset. Nemblich von Üppigkeiten, schändlichen Lastern, Geilheiten und Unzucht, so theils von ihnen selbst, theils von andern begangen. Erzehlen allerhand schandbahre Fabeln, und wer die gröbesten Zotten und Schandpossen darbey zu reissen und sich mit leichtfertigen Gebärden heraus zu lassen weiss, der ist der beste und angenehmste . . .

Sie sind den fleischlichen Lüsten und Unzucht also

ergeben, dass auch etliche mit dem abscheulichen Laster, so wir Sodamiterey nennen, sich beschmitzen und nicht alleine Knaben, sondern auch Männer und Pferde darzu gebrauchen. Welches ihnen hernach in ihren Gelagen eine Materie ihres Discurses geben muss. Denn es werden in solchen Lastern Ergriffene nicht mit Ernst gestraffet. Es pflegen auch solche abscheuliche Dinge die Bierfiedler auf öffentlicher Strasse zu singen, etliche dem jungen Volcke und Kindern in einem Kuntzgen — oder Poppenspiel — umbs Geld zu zeigen . . .

Es ist das Laster der Trunckenheit bey den Russen in allen Ständen, sowol Geist- als Weltlichen, hohen und niedrigen, Mann und Weibes, jung und alten Persohnen so gemein, dass wenn man sie auff den Gassen hin und wieder liegen und im Kothe weltzen siehet, man es als ein täglich gewohntes nicht achtet. Trifft ein Fuhrmann solche volle Säue, die er kennet, an, wirfft er sie auff seinen Wagen und führet sie nach Haus, da ihm dann das Fuhrlohn bezahlet wird . . .

Sclaven und Leibeigene sind sie alle mit einander. Es giebt auch ihr Gebrauch und Art für einem sich zu demüthigen, ihr sklavisch Gemüth an den Tag, indem sie für einem führnehmen Mann zur Erde greiffen, ihr Haupt tieff, ja auff die Erde schlagen und sich gar zu eines Füssen niederwerfen, auch für die Schläge und Straffe also zu dancken pflegen. Die Knesen und grosse Herrn müssen ihre Sclaverei und Wenigkeit gegen dem Zaar auch unter andern darmit bekennen, dass sie im

Schreiben ihre unterschriebene Nahmen alle im diminutivo setzen müssen, als Iwaske (Hänsschen) für Iwan oder Petruske twoy golop (Peterchen dein Sclave). Sie sagen auch: alles was sie haben, gehöre Gott und dem Gross-Fürsten zu . . .

Wenn leibeigene Knechte durch den Todt oder Mildigkeit ihrer Herren frey gelassen werden, verkauffen sie sich doch bald wiederumb auffs neue; denn weil sie sonst nicht haben, wovon sie leben können, achten sie keine Freyheit, wissen sich auch nicht darin zu schicken. Ihre Natur ist, wie der kluge Aristoteles von den Barbaren sagt: dass sie nicht besser als in der Dienstbarkeit leben können und sollen.

Ehrbaren guten Willen und Reinlichkeit darff man bey den baurstoltzen, eigennützigen und schmutzigten Russen, bey welchen es ingemein säuisch und unfläthig zugehet, nicht suchen.

Einer unter uns, indem er der Musscowitischen Russen Arth, Leben und Wesen anschaute und betrachtete, beschrieb es kurtz mit folgenden Reimen:

Kirchen, Bilder, Creutze, Glocken,
Weiber, die geschminckt als Docken,
Dirnen, Knoblauch, Brandtewein,
Sind in Musscau sehr gemein.
Auff dem Marckte müssig gehen,
Vor dem Bad entblösset stehen,

Mittags schlaffen, Völlerey,
Jede Unsitt' ohne Scheu,
Zancken, peitschen, Diebstahl, Mord —
Ist so Brauch an diesem Ort,
Dass sich niemand mehr dran kehrt,
Weil mans täglich sieht und hört.“ [61])



Anhang.



LIEFLAND IN BESSEREN TAGEN.

Als Hans Sachs vom Schlaraffenlande sang, muss er an Liefland gedacht haben. Was war das damals für ein lustiges Leben dort, ein stetes Juchhe und Schlampampen, gerade wie es nach dem Volkslied beim lieben Gott die Seligen führen:

„Ach wie geht's im Himmel zu!
Wie im ew'gen Leben!
Da zerreisst man keine Schuh,
Braucht kein Geld zu geben.
Man braucht nicht zu sorgen
Für dies und das bis morgen;
Immer steht gedeckt der Tisch,
Braten drauf und Bier und Fisch!"

Man hatte es ja dazu! Welch Land war reicher an Korn, Honig und Flachs als Liefland? So viel Ueberfluss gaben hier die Ernten, dass allein die Stadt Reval jährlich zehntausend Last Roggen an die Holländer und Lübecker verkaufte. Reval war damals liefisch; denn man rechnete zu Liefland im weitern Sinne auch Est- und Kurland.

Revals Handel war nicht einmal der bedeutendste; Riga exportirte viel mehr, und die andern Städte, Narva, Dorpat, Fellin, Pernau, Wenden, Kokenhusen u. s. w. im Verhältniss. Nur Gerste führte man nicht aus; denn soviel davon auch erzeugt wurde, es genügte nur eben, um für die zahllosen Braukessel im Lande das nöthige Malz zu schaffen. Kein Volk der Erde diente dem Gott Gambrinus eifriger als die Liefen.

Ich spreche von der Zeit, als noch Deutsche dort regierten, von der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Wie wohlfeil war in jenen glücklichen Tagen alles, was der Liefländer zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft — und dies war ihm die Hauptsache — bedurfte! Die Last Roggen oder Malz galt zwölf Thaler, ein stolzer fetter Ochse drei Thaler, ein gemästetes Schwein anderthalb. Die zahlreichen Seen, Ströme und Bäche wimmelten von Fischen und Krebsen, in Wald und Flur gab es Elenthiere, Rehe, Hasen, Vögel genug, und jedermann durfte überall frei fischen und jagen. Kein missgünstiges Herrenrecht legte hier auf diese Gaben der gütigen Natur Beschlag. So fehlte es auch dem geringsten Ackerknecht nicht an den Mitteln zum Wohlleben, und wenngleich der Bauer in Liefland wie fast überall in Europa ein Sklave war, so hatte er wenigstens alles das, was der gemeine Mann mehr als die Freiheit zu lieben pflegte — vollauf gutes Essen und Trinken, nicht übermässige Arbeit und am Sonntag sein Vergnügen.

Verglich man, wie das Landvolk in Liefland und wie es in dem benachbarten Preussen lebte, so schien auf den ersten Blick letzteres besser gestellt zu sein. Zumal die Bauern in den Niederungen zwischen Nogat und Weichsel, die tauschten gewiss mit niemandem. Ihr Reichthum war sprichwörtlich; es gab darüber ganz fabelhafte Geschichten. Zu den Zeiten des grossen Hochmeisters Winrich von Kniprode, so um das Jahr 1380, sei im Dorfe Lichtenau einer gewesen, der baare elf Tonnen Goldes besass, und die andern hätten auch so in der Wolle gesessen, dass sie zur Sühnung einer Unthat (sie hatten einen Mönch in einen Sack gesteckt und in den Rauchfang gehängt mit der Weisung Eier zu legen) dem Hochmeister die Strasse bis Marienburg, zwei Meilen weit, mit Groschen belegen konnten.[62])

Solche Schätze waren nun freilich in liefischen Bauerhäusern nicht zu finden. Aber dafür sah man dort auch nirgends die Beispiele bitterer Armuth, die sich in so manchem Dorf der unfruchtbaren masurischen Theile Preussens zeigten. Der liefische Bauer, er mochte nun deutscher oder lettischer, estnischer, kurischer Zunge sein, nahm an den sinnlichen Genüssen des Lebens viel allgemeiner Theil. Und wenn die Bürger und Edeln sich amüsirten, so sahen sie nicht schel, dass der gemeine Mann desgleichen that.

Die ganze Nation lebte wie die Phäaken in stetem Saus und Braus. Im Sommer ging es zu den Kirchmessen und Schützenfesten, im Winter zu den „Wacken“

und „Kösten", und im ganzen Jahr zu den Kindelbieren, und ausser diesen grossen Festen, von denen jedes mehrere Tage, manche aber Wochen lang dauerten, gab es unzählige kleinere.

Anderwärts feierte man die Kirchmesse doch nur am Tage der Apostel, in Liefland ausserdem am Marien- und am Allerheiligentage, und auch der ärmste Mann hätte es für eine Schande gehalten, dazu nicht wenigstens eine Tonne Bier zu brauen. Am Sonnabend vor dem Feste rückten aus allen Ortschaften des Kirchspiels die Bauern mit Weibern, Mägden und Knechten an; jeder Zug führte auf seinen Wagen volle Bierfässer mit sich, und voran ritt ein Pfeifer, der den Dudelsack blies. Da wurde denn die ganze Nacht hindurch gezecht, gesungen und gespielt, getanzt und aller Lust gefröhnt bis an den hellen Morgen. Darauf begaben sie sich in die Kirche, und nach dem Gottesdienste begann der Jubel von neuem, dass einem vor dem Gelärm und Gespringe Hören und Sehen verging.

Ein ähnliches Volksfest war Sanct-Johannis-Feuer, und man begnügte sich hier ebensowenig, es einmal im Jahre zu halten. Auch am Peter-Pauls-Tag und an Mariä Berggang wurden in allen Städten, Flecken, Höfen, Dörfern ohne Ausnahme durch das ganze Land Freudenfeuer angezündet, und überall tanzten und sprangen halbberauschte Menschen um das Feuer herum.

Ein Hauptvergnügen gewährten ferner die Wallfahrten, besonders wenn zu den Ablasskrämern gepilgert wurde,

die auf Sanct Veits- und auf Johannis des Täufers Tag bald bei dieser, bald bei jener Kirche die Seligkeit feilboten. Denn hier konnte, wer gern über die Schnur hieb, seine Sünde auf der Stelle wieder gut machen. Viele Meilen weit strömte das Volk zu diesen Schreinen des Heils herbei. Ein Altar war vor der Kapelle errichtet, wo man den Ablass ertheilte. Dorthin traten reihenweise die Bauern, knieten nieder und opferten ihre Gaben, meist Wachspuppen, welche ihr Vieh vorstellen sollten; denn dieses wurde dadurch mit Gedeihen gesegnet. Die Weiber aber drehten einen Schilling oder Pfennig dreimal um ihren Kopf und warfen im Vorbeischreiten die Münze auf den Altar. So regnete es Geld in den Schoss der Mönche und Priester, die dieses heilsame Geschäft betrieben.

Nachdem nun das versammelte Volk auf solche Weise seine Frömmigkeit bewiesen, gab es sich zu Ehren des Heiligen aller der Lust und Unzucht hin, die es bei seinen Festen zu treiben pflegte, doch war die Ausgelassenheit hier noch grösser, weil sie gewissermassen für einen Theil des Gottesdienstes galt. Auch pflegte es bei einer solchen Wallfahrt nicht ohne Mord und Todtschlag abzugehen. „Es ist unmöglich," sagt ein zeitgenössischer Chronist, „dass im Venusberg ein gräulicher epikurisch Leben möge geführt werden, als hier bei dieser Ablassfahrt von den abgöttischen Bauern ist geführt worden, und dennoch sind sie in dem Wahn gewesen, dass solches alles Gott dem Herrn ein sonderlich angenehmer Dienst

sei und dass sie dadurch eine grosse Gnade bei Gott erlangt hätten. Solche Abgötterei und solch gottlos Wesen ist nicht allein bei Sanct Brigittenkloster, sondern bei allen Klöstern und Kapellen in dem ganzen Lande geübt worden.“[63])

Doch nicht bloss der Gottesdienst, auch der Herrendienst gab den Bauern Anlass zum Schlemmen. Das platte Land war in „Wacken“ eingetheilt, deren jede zwei grosse und vermögende oder mehrere geringe Dörfer umfasste. Eine jede Wacke musste nun nach der Ernte, wenn der Zins an den Junker gezahlt wurde, demselben zugleich ein stattliches Gastgebot ausrichten, an welchem Edle und Bauern theilnahmen. Hiebei feierten dann die Völlerei und die Zechlust wahre Saturnalien. Man trank nicht mehr aus gewöhnlichen Gefässen, sondern man bediente sich der Kaussen, das waren hölzerne Becher von einer Grösse, dass man darin ein Kind hätte baden können. Aus einer solchen Kausse tranken zwei Mann zweien andern zu, und wer bei diesem Wettkampf als der letzte aufrecht blieb und die übrigen sämmtlich zu Boden getrunken hatte, der war der tapferste Held und wurde am folgenden Tage von aller Welt gerühmt und gepriesen, als wenn er ein Land gewonnen hätte, und diese Ehre blieb ihm, bis ihn ein noch grösserer Säufer überwand. Den Alten eiferten die Jungen nach; man sah Edelknaben von vierzehn Jahren einander mit Klappkannen so lange zutrinken, bis sie allzumal unter den Tisch fielen. Es war ein Gezeche, so allgemein und

energisch, man möchte sagen, so inbrünstig, als ob der liefischen Nation zeitliche und ewige Seligkeit daran hänge.

Diese Wackenfeste wurden durch das ganze Land auf allen Edelhöfen und herrschaftlichen Schlössern abgehalten; doch war in den verschiedenen Gegenden auch ihr Zeitpunkt ein anderer, und man konnte mehrere in demselben Jahre durchmachen. Im Ganzen währten sie von Michaelis bis Weihnachten.

Dann kamen die Kösten oder Hochzeiten an die Reihe. Man heirathete nämlich am liebsten in der Zeit zwischen Weihnachten und Fastnacht, weil es dann Schlittbahn gab und die Gäste auf den weiten und langen Wegen besser fortkommen konnten.

Wenn ein reicher Edelmann Hochzeit machen wollte, so lud er ein Vierteljahr vor derselben den Adel des ganzen Landes dazu ein, verschrieb auch von weit und breit alle Trompeter und übrigen Spielleute, und da sein Hof für eine solche Menge von Gästen viel zu klein war, so miethete er sich in der nächsten Stadt das Gildenhaus zu der Festlichkeit. Dieselbe wurde allemal auf einen Sonntag anberaumt. Bis zum Sonnabend pflegten die Gäste eingetroffen zu sein. An diesem Tage ordneten sich die Männer in zwei Haufen, einer im Namen des Bräutigams, der andere für die Braut, bestiegen ihre prächtig geschmückten Pferde und zogen auf das Feld hinaus. Dort hielt ihnen der Aelteste eine Bewillkommnungsrede und ermahnte zum Schluss, so je-

mand unter ihnen auf einen Mitgast einen alten Groll hätte, möchte er hier seinen Hass vergessen; wer Friede und Freundschaft gelobe, solle die Hand aufheben. Dann hoben Alle die Hände empor, und sie hielten ihr Versprechen gewöhnlich so lange, bis, wie der Chronist sich ausdrückt, „das Bier in den Mann kam.“ Nachdem man sich gegenseitig begrüsst hatte, wurde wieder aufgesessen, und der ganze Zug kehrte unter dem Schall der Trommeln und Trompeten und mit gewaltigem Freudeschiessen in die Stadt zurück. An der Gildestube paradirte er zweimal vorbei. Dort standen die Damen und schauten zu; unter ihnen, alle überstrahlend in ihrer Pracht, die Braut. Eine goldene Krone hatte sie auf dem Haupt, Perlen um den Hals und auf der Brust, an den Armen und Händen viel goldenes und silbernes Geschmeide, und ihre Gewänder waren aus so schweren Stoffen, dass sie unter der Last sich kaum auf den Füssen halten konnte.

Folgenden Tages, am Sonntag, geleitete man das Brautpaar mit Musik und zahllosen brennenden Kerzen und Fackeln zur Kirche. Bei der Trauung musste sich die Braut Schicklichkeit halber lange sträuben das Jawort zu sagen; es dauerte in der Regel eine halbe Stunde, ehe der Geistliche ihr dasselbe abzugewinnen vermochte.

Dann begab sich die ganze Gesellschaft nach der Gildestube, und das Gelage und Tanzen fing an. Beim Zutrinken, welches natürlich wieder eine Hauptrolle spielte, hatte man hier den Brauch, dass der Heraus-

fordernde mit einer ganzen Menge von Bechern auf einmal angriff. Nachdem er nämlich den ersten Becher geleert hatte, setzte er ihn nicht ab, sondern mit der einen Hand hielt er ihn an den geöffneten Mund und mit der andern goss er den Inhalt der übrigen Becher nach und nach hinein, bis alle geleert waren. Der Geforderte musste ebenso Bescheid thun, wenn er nicht einen Degenstich in den Leib bekommen wollte. Bald waren die Dielen der Gildestube so nass von vergeudetem Bier, dass man Heu hinaufstreuen musste, um gehen oder tanzen zu können. Dagegen die Schlüpfrigkeit der Worte, der Scherze störte niemand. Den Gipfel des Vergnügens bildete auch hier eine Rauferei, und wer nicht bloss im Trinken, Fluchen und Singen, sondern auch im Balgen und Hauen das meiste vermochte, ward obenangesetzt. Es dauerte denn auch selten lange, bis vor den Augen der Damen ein paar angetrunkene Herren vom Leder zogen und mit ihren grossen Schlachtschwertern, die man mit beiden Händen führen musste, auf einander losschlugen. Da wurde manchem der Kopf mitten durch gespalten oder ein Arm abgehauen, und die Barbiere hatten mit dem Verbinden der Wunden Tag und Nacht zu thun.

Die Veranlassung zum Zwist war oft eine Privatfeindschaft, oft aber auch die politische Meinungsverschiedenheit. Denn die stiftischen Edelleute, das ist die Vasallen des Erzbischofs von Riga und der Bischöfe von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval, waren mit der

Herrschaft des deutschen Ordens unzufrieden, sie meinten, „wenn man einen gebornen deutschen Fürsten hätte, so sollte es wohl besser um das Land stehen.“ Dagegen antworteten denn die Lehnsleute des Ordens: „Wir haben gute Herren nach unserm Willen, bei welchen wir am Tische sitzen und als ihre Kumpane mit ihnen zechen; und wenn wir einen Komtur oder auch dem Meister selbst mit der Kanne auf den Kopf schlagen, des andern Tages sind wir bald wieder gute Freunde. Das würde uns mit einem deutschen Fürsten wohl fehlen!“

Am Montag nach der Trauung zog man wieder in die Kirche und von da in die Gildestube, und am Dienstag endete das Fest. Der Aufwand einer solchen Hochzeit war sehr beträchtlich, obgleich man in Ansehung der grossen Zahl der Gäste als Getränk nur Bier gab und die Tafel nicht mit Silber deckte. Vor der Heimkehr besuchte man indess noch die Weinkeller der Stadt, nach dem Spruch: Wein auf Bier mundet dir; Bier auf Wein — dass lass sein!

Bei den Kindtaufschmäusen oder Kindelbieren wurde zwar nicht so im Grossen geschwelgt, wie bei den Kösten; doch die Lust war hier ebenso roh und bärenhaft.

Die reicheren vom Adel, die achtzig oder hundert Bauern hatten, pflegten auf ihren Gütern einen Freihof zu halten, wo allwöchentlich ein Ochse sammt vielen Schafen, Hühnern und Gänsen geschlachtet wurde, und die Braupfanne nie vom Feuer kam. Zwanzig Last Malz

und mehr wurde auf einer solchen Besitzung jährlich verbraut. Es hatte aber auch jeder, der mochte, hier freie Zehrung. Die liefländischen Herren suchten eine Ehre darin, die ausgedehnteste Gastfreiheit zu üben. Nur musste der Gast tüchtig trinken können, sonst wurde er gering geachtet.

Die Bürger ahmten bei ihren Kösten den Edeln nach, und sie übertrafen sie oft in der Pracht der Kleidung. Die Vornehmsten trugen Röcke, die mit den Fellen von Lüchsen, Leoparden und Mardern gefüttert waren; die gemeinen hatten wenigstens Wolf- und Fuchspelze. Die Frauen trugen an silbernem Geschmeide nicht selten über sechzig Loth, an Gold etliche Mark auf ihrem Leibe herum.

Die drei Sonntage nach Ostern waren in den Städten dem Schützenfeste gewidmet; da fiel der Gottesdienst aus, weil doch jedermann draussen bei der Vogelstange war. Zu Pfingsten hinwieder ritten die Bürger und Gesellen in den Mai, das heisst sie wählten einen Maigrafen, der ihnen ein Bankett gab. Solche Maigrafschaften beschränkten sich aber nicht auf diesen Monat, sondern den ganzen Sommer über wurden am Sonntag die wohlhabendsten in der Gilde gegraft, damit sie ein Gelage ausrichteten.

Im Winter endlich, von Weihnachten ab, war auf der Gildestube jeden Abend Tanzvergnügen. Den Mittelpunkt bildete dabei ein Tannenbaum, behängt mit Rosen und voller Kerzen.

Das allgemeine Wohlleben begünstigte eine grosse Lockerheit der Sitten. Die Ordensherren, Bischöfe, Aebte, Domherren gingen mit dem schlechten Beispiele voran. Sie hatten ein jeder seine Zuhälterin, welche von Zeit zu Zeit erneuert wurde. Dieser Brauch fand auch bei den deutschen Unterthanen Eingang, bei den nichtdeutschen bestand er noch als ein Ueberrest der ehemaligen Vielweiberei. Besonders auf dem Lande wusste der grosse Haufe kaum, was ein rechter Ehestand sei. Wenn dem Bauer sein Weib zu alt wurde oder sonst nicht mehr gefiel, so schaffte er es ab und legte sich eine Magd zu. Wunderte sich ein Ausländer über eine solche Misshandlung der Ehe, so hiess es: „die nicht getraut seien, ässen ebenso gut Brot als die Eheleute," oder auch: „das sei eine altliefische Gewohnheit, ihre Väter hätten es ebenso gehalten." Die Herrschaft schritt gegen diese Unsitte nicht ein, theils weil sie selbst es ebenso machte, theils auch weil sie einen Vortheil davon hatte. Denn uneheliche Bauernkinder konnten nach dem Tode der Eltern leicht um ihr Erbe gebracht und der Hof zu Gunsten des Junkers eingezogen werden.

Die Zuhälterinnen hiessen Meierinnen oder Muthgeberinnen,[64]) und das Verhältniss, in welchem sie zu ihrem Herrn standen, gereichte keinem Theile zur Schande. Dagegen galt es auch in Liefland für eine schwere Sünde, wenn ein katholischer Geistlicher verheirathet war. Ein liefländischer Domherr, Johannes Blankenborg, hatte in Deutschland ein Frau genommen und brachte sie mit

sich nach Reval. Aber er wagte vor dem Bischof und dem Domkapitel nicht zu bekennen, dass sie seine angetraute Ehegattin sei, sondern er musste sie für seine Meierin ausgeben, um den Forderungen der katholischen Kirche zu genügen. Einem Bürger in Reval war es bekannt, dass sich die Sache anders verhielt; doch Blankenborg stopfte ihm den Mund, indem er ihm ein gemästetes Schwein verehrte.

An geringen Leuten wurde die Unzucht zuweilen gestraft, aber mehr im Spass als mit Ernst. Man führte den ertappten Missethäter unter Pfeifen- und Trompetenschall durch die Stadt zu einem seichten Bache und warf ihn, angekleidet wie er war, da hinein. Nachdem man ihn so genässt, brachte man ihn wieder mit Musik und Spottgesang nach Hause.

Bei den Deutschen in Liefland war also von der altgermanischen Sittenstrenge gar wenig übrig geblieben; bei den Undeutschen, wie die Nachkommen der Urbevölkerung, Letten, Kuren, Liefen, Esten, mit gemeinsamem Namen hiessen, hatte die Tugend der Keuschheit von jeher in geringem Werthe gestanden. Wenn den reicheren Deutschen die Ueppigkeit verführte, so erlag hinwieder der Undeutsche zu oft den Gefahren der Armuth.

In anderen Stücken waren der Eingewanderte und der Eingeborne leicht zu unterscheiden. Namentlich das nichtdeutsche Landvolk hatte von den Eigenthümlichkeiten seiner alten Nationalität sehr viel bewahrt. Die Tracht

z. B. bestand in einem engen sackartigen Rocke von grobem, meist aschfarbenem Wollen- oder Linnentuch, und in Schuhen von Bast, des Winters von ungegerbtem rauhem Rindsfell. Die Weiber verzierten sich den Rock auf dem Rücken mit messingenen Ketten, an welchen Zahlpfennige hingen, und unten am Saume mit gelben Glasperlen; um den Hals trugen sie auf ein Band gereihte platte und runde Silberblechstücke, von denen das unterste nicht selten beinahe so gross wie ein Teller war. Die Ungetrauten liessen ihr Haar ungebunden und rund um den Hals verschnitten hängen und gingen Sommer und Winter barhäupts.

Bei ihren Hochzeiten hielten es die liefischen Bauern folgendermassen: Wenn Braut und Bräutigam zweien verschiedenen Dörfern angehören, so holt der Bräutigam die Braut zu Pferde ab. Sie setzt sich hinter ihn, indem sie ihren rechten Arm um seinen Leib schlingt. Voran reiten ein Dudelsackpfeifer und zwei Brautführer mit blossen Degen, mit welchen sie in die Thür des Hochzeitshauses einen Kreuzschnitt schlagen; dann stecken sie dieselben mit den Spitzen in die Decke des Zimmers über dem Platze, wo der Bräutigam sitzen soll. Dieser hat indess seinen Weg nicht ganz ohne Hinderniss zurückgelegt; an einer Hecke sperrten ihm zwei Männer die Strasse ins Dorf, bis er sich durch zwei Kupfermünzen, die er an einem gespaltenen Stecken überreichte, den Einlass erkaufte. Die Braut aber hatte überall, wo ein Kreuzweg passirt wurde, und auf die Gräber der ungetauften Kinder,

welche man neben der Landstrasse zu verscharren pflegt, rothe wollene Bänder ausgestreut. Dem Brautpaar folgt die ganze Hochzeitsgesellschaft, Männer und Frauen, Knechte und Mägde, sämmtlich paarweise zu Pferde.

Nachdem man eine Weile bei Tische gesessen, wird das Brautpaar, obwohl es noch heller Tag ist, zu Bett gebracht; nach zwei Stunden kehren die jungen Eheleute zu der Gesellschaft zurück, und man tanzt und trinkt mit einander bis zum Morgen.

Die Liefen und Esten standen von altersher im Ruf, allerlei Hexenkünste zu lieben; in der That war bei ihnen die Neigung zu solchen Dingen eben so gross, wie ihre Unwissenheit. Einen Theil der Schuld trug hier der deutsche Orden, der für die Aufklärung seiner Unterthanen gar zu wenig gethan hatte. Es gab im ganzen Lande nicht eine gute Schule, und die vorhandenen Lehrmittel dienten allein den Deutschen. Der Sprache, welche die grosse Mehrheit der Landbevölkerung redete, waren selbst unter den Pfarrern nur wenige recht kundig. Daher stak denn der gemeine Mann noch tief in dem Aberglauben der Vorzeit. Zu den heidnischen Vorstellungen waren die Aeusserlichkeiten der christlichen Lehre gekommen und hatten ein wunderliches Gemisch von Meinungen ergeben. So pflegten die Mütter, wenn ihre Säuglinge in den ersten sechs Wochen unruhig waren, dieselben heimlich umzutaufen; sie gaben ihnen einen andern Namen, weil der erste dem Kinde offenbar unbequem sei und es unruhig mache. Ein andermal er-

tappte ein Priester eine lettische Frau dabei, wie sie zu der Leiche ihres Mannes Nadel und Zwirn legte. Nach der Ursache davon befragt, gab sie an: damit ihr Mann in jenem Leben seine Kleider, wenn sie etwa zerrissen, flicken könne und nicht andern Leuten zum Gespött einhergehe.

Beim Ableisten eines Schwures legten die Letten ein Stück Torf auf ihren Kopf und nahmen einen weissen Stab in die Hand; dies sollte bedeuten, dass sie verschwarzen und verdorren wollten, so ihr Eid falsch wäre.

Hinter den christlichen Ueberlieferungen, die man dem Volke eingeprägt, lauerten noch immer die alten heidnischen Mythen, bereit in dieser oder jener Form wieder hervorzubrechen. So z. B. behaupteten die Bauern, der heiligste Tag sei eigentlich nicht der Sonntag, sondern der Donnerstag. Denn als Gott der Herr einmal in grosse Noth gerathen, habe er die Tage zu seiner Rettung aufgeboten; aber nur der Donnerstag habe ihm beigestanden. Es war dies eine Anspielung auf die bei allen lettischen Völkern weit verbreitete Sage von der Befreiung der Sonne durch den Donnergott. „Einst“, so erzählten die littauischen Waideler noch im fünfzehnten Jahrhundert, „einst überfiel der König der Finsterniss die Sonne, nahm sie gefangen und schloss sie in seinen festesten Thurm ein. Da eilte der Sternenhimmel zu ihrer Hilfe herbei, und Perkunos zerbrach mit seinen Donnerkeilen den Thurm, befreite die Sonne und gab der Welt das Licht wieder.“ [65])

Ueberhaupt ist es billig, bei Beurtheilung der geschilderten Zustände zu erwägen, dass die Deutschen dieses Land erst seit verhältnissmässig kurzer Zeit der Barbarei entrissen hatten. An der Dünamündung bestand ihre Kolonie zwar schon um das Jahr 1200; doch erst im fünfzehnten Jahrhundert war die Bezwingung und Bekehrung der Heiden Lieflands überall vollendet. Auch hatte die deutsche Einwanderung hier nicht so massenhaft erfolgen können, wie in Preussen, welches dem Mutterlande näher lag. Unter diesen Umständen war, was zur Civilisation der Liefen geschehen, wenn es auch grösstentheils nur der materiellen Kultur diente, immerhin aller Ehren werth.

Auch muss den deutschen Herren als ein Verdienst nachgerühmt werden, dass sie ihre Macht gegen die Unterthanen im Grossen und Ganzen keineswegs missbrauchten. Der Junker gebot in Liefland eben so unumschränkt über seine Bauern, wie in dem benachbarten Russland der Bojar oder Knäs. Aber die fürchterlichen Misshandlungen, die der russische Leibeigene zu erdulden hatte, kamen im Ordensstaate und auch später unter der schwedischen Regierung in Liefland nicht vor. Der Junker räumte hier den Bauern sogar einen Antheil an der Gerichtsbarkeit ein. Er bildete mit ihnen eine Art von Schöppengericht; die Bauern fanden das Urtheil, er vollstreckte es. Die Strafe bestand gewöhnlich in einer mehr oder weniger grossen Anzahl von Spiessruthenhieben. Der Missethäter musste sich das Hemd ausziehen, seinen

Körper bis zu den Hüften entblössen und sich dann auf die Erde legen oder auch an einen Pfahl binden lassen. Dann trat ein anderer Undeutscher mit den Ruthen heran und zählte ihm so viele Streiche über den Rücken auf, als der Herr befahl.

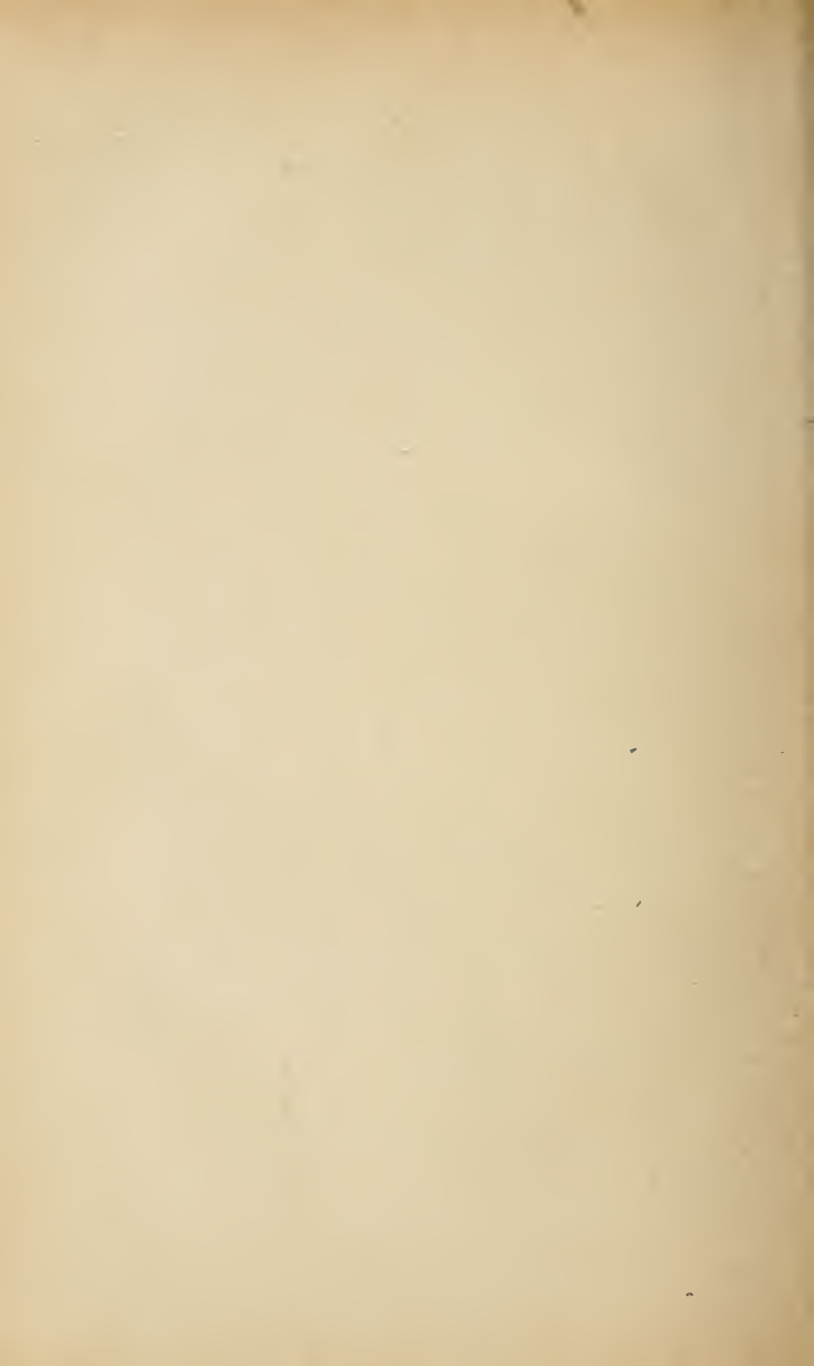
Die Deutschen hielten die Geldstrafe für die leichtere; die Undeutschen zogen ihr die Prügelstrafe vor. Auf einem Edelhofe hatte einmal ein alter Bauer sich etwas zu Schulden kommen lassen und war zu Spiessruthen verurtheilt worden. Die Gutsbesitzersfrau bat für ihn, und der Junker sagte, er wolle aus Mitleiden für sein Greisenalter ihn anstatt der Prügel mit einer geringen Geldbusse — acht Groschen — bestrafen. Aber der Bauer, obwohl gar nicht einer von den Aermsten, lehnte eine solche Gnade ab, zog sein Hemd aus und legte sich hin mit den Worten: „Ich mag auf meine alten Tage nicht Neuerungen machen und will mit der Strafe, welche meine Väter ausgestanden, auch zufrieden sein.“

Bei solcher Gesinnung war es kein Wunder, dass die Undeutschen im Ganzen sehr gering geschätzt wurden. Es ging ihnen schlechter als den Deutschen, und sie hatten zum Schaden noch den Spott. Der Städter reimte von ihnen in dem Plattdeutsch, welches damals seine Mundart war:

„Ick bin ein liefländisch Buhr,
Min Lewen werd mir sur.
Ick stige ub den Berkenbohm,
Darvan haw ick Sadel und Tohm.

Ick binde de Schoe mit Baste
Und fülle dem Junker de Kaste.
Ick gewe dem Papen de Pflicht
Und weet van Gott und sin Worde nicht.“ 66)

In desto grösserer Achtung stand die deutsche Nationalität, welcher die Landesherrschaft, der Adel und die Bürger angehörten. Auch den geringsten Hofdiener oder Handwerker deutscher Zunge nannte der liefische Bauer Herr und erwies ihm alle Ehre und Unterwürfigkeit. Kein deutscher Handwerksbursch reiste hier zu Fuss oder entbehrte der Zehrung. Denn jeder deutsche Ankömmling wurde um seiner Abstammung willen von den Edelleuten auf das freigebigste bewirthet und zu Wagen von Hof zu Hof befördert, und der Bauer that ihm für einen ganz unbedeutenden Entgelt gern dasselbe. Ueberhaupt erfuhren die Deutschen, welche nach Liefland kamen, in jeder Weise von der herrschenden Klasse Gunst und Vorschub, und leicht fanden sie hier ein gutes Amt oder sonst eine einträgliche und ehrenvolle Beschäftigung. Daher gingen sie selten oder nie wieder fort von hier. Damals, das heisst vor den schlimmen Zeiten der moskowitischen Einfälle, welche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Liefländer zwangen sich theils an Polen, theils an Schweden zu ergeben, damals, in der guten alten Zeit, galt noch der Spruch: Liefland — Bliefland.



QUELLEN.

1) S. meine „Kritik der Mittheilungen Herodots lib. IV. cp. 81 über ein Denkmal im Scythenlande“ im Philologus XXIX. Bd. 3, S. 330 ff.

2) Lucian. Toxaris cp. 9 cet.

3) Herodot lib. IV. cp. 3.

4) Lucian. Scytha cp. 1 cet.

5) So deute ich die Notiz bei Strabo lib. VII. c. 303 (ed. Meineke pag. 416).

6) Herodot l. c. 76.

7) Σαυρομάται — σαυρῶν ὄμματα — eigentlich „eidechsenäugig.“ Plin. Nat. Hist. lib. IV. cp. 12 (ed. Sillig § 80).

8) Phthirophagen z. B. die Budiner, Herodot. l. c. 109.

9) Nestor's russ. Annalen, herausg. v. Schlözer, I. S. 117. — Vgl. die kiewer „theodosische“ Chronik in Müller's Sammlungen, Petersburg 1732, I. S. 9. — Schtscherbatow russ. Gesch., d. A., Danzig 1779, I. S. 243.

10) Ibn Foszlan, herausg. v. Frähn, Petersburg 1823, S. 3 ff.

11) Ewers d. älteste Recht der Russen, Dorpat 1826, S. 70 ff.

12) Adam Bremens. ap. Pertz Monum. German. IX. pg. 374, behandelt in meiner Schrift Elektron oder über die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preussen, Berlin 1869, S. 84 ff. Auf dieselbe verweise ich überhaupt hinsichtlich meiner Darstellung von Romowe.

13) Dusburg. Chron. Pruss. lib. III. cp. 5, Script. rer. Pruss. ed. Hirsch, Töppen, Strehlke I. pg. 53. — Elektron a. a. O. 86.

14) Das ἅπαξ εἰρημένον „Patullum" in der collatio episc. Varm. anno 1418 (Mscpt. des Geh. Archivs zu Königsberg, Fol. C. p. 72a) ist verschrieben, wie das danebenstehende Natrimpe. — S. über Pakolle oder Pakulle mein Elektron a. a. O. 90.

15) Herberstein. rer. Moscovit. comment., Basil. 1571, pg. 113, 114.

16) v. Engel Gesch. d. Ukraine u. der Kosaken (der allg. Weltgesch. 48ster Theil) Halle 1796, S. 372.

17) S. d. hansische Urkundenbuch No. XIb, No. CXXV u. a. in Sartorius' urkundl. Gesch. des Urspr. der deutschen Hansa, herausg. v. Lappenberg, Hamburg 1830, II. pg. 29 cet., 265 cet.

18) Plan Carpin in Bergeron voyages I, à la Haye 1735, pg. 26.

19) Schwarze Stutenmilch („cara cosmos") eine feinere Art jenes Gebräues. Rubruquis in Bergeron a. a. O. 12.

20) Bonfinii rer. Hungar. decad., ed. Lipsiae 1771, pg. 297.

21) Baron de Tott, mémoires sur les Turcs et les Tartares, Amsterdam 1784, II. pg. 250 cet.

22) Cromeri Polonia, Colon. 1589, pg. 430b.

23) Schon bei Nestor (z. B. III. 274) bedeutet der Titel Zar soviel wie Kaiser; derselbe wird dort dem Beherrscher von Byzanz ertheilt, und Konstantinopel heisst daher Zarigrod (Kaiserstadt).

24) Heidenstein de bell. Moscovit. I. hinter Cromer's Polonia l. c. pg. 743.

25) Gastmahl und Jagd des Zaren beschr. nach Herberstein l. c. 124 cet.

26) Pauli Jovii de legat. Moscovit. liber hinter Herberstein l. c. 170.

27) Si quis alteram uxorem ducit fitque bigamus, concedunt id quidem (Moschi), sed vix legitimum matrimonium esse putant. Tertiam uxorem ducere sine gravi causa non permittunt. Quartam autem nec concedunt nec etiam Christianum esse judicant: Herberstein l. c. 47. Also ein Mittelding zwischen Polygamie und Konkubinat. Man vergleiche hiezu, was Strahl, Gesch. Russlands, Hamburg 1832,

I. S. 401, 402, über die ehelichen Verhältnisse der Russen in der älteren Zeit (bis ins 14. Jahrh.) urtheilt: „die einmal geschlossenen Ehen scheinen immer gültig geblieben zu sein . . . Ehescheidungen nach Gründen des Kirchenrechts waren sehr schwierig, daher fanden im gemeinen Leben eigenmächtige und willkürliche Trennungen häufig statt, wobei jedoch gewisse Ceremonien beobachtet wurden . . . (Nach Kirchenrecht) durfte der Mann sich nicht einmal dann von der Frau trennen, wenn sie an bösartiger und langwieriger Krankheit oder an Blindheit litt. Concubinen neben der rechtmässigen Gemahlin zu halten war nicht ungewöhnlich; ja Viele legten sich öffentlich dieselben bei u. s. w.“ Ebd. 441: „die Ehe betrachtete man mehr als einen bürgerlichen Vertrag denn als ein Sacrament.“

28) Quaeritur: Quando potest aliquis a sacris suspendi? Respondet Niphont archiepiscopus Novogrodensis: Sacerdos jejunii tempore feminae alicujus amore flagrans inque os ejus linguam insertens semen denique genitale libidine inflammatus spargens a divinis per integrum annum abstineat. Herberstein l. c. 36.

29) Jovius l. c. 171.

30) Herberstein l. c. 48.

31) Iwans IV. Unthaten ausführlich in Taube und Krause's Sendschreiben an Herzog Gotthard Kettler, in Ewers' Beitr. z. Kenntniss Russlands, Dorpat 1818, I. S. 223 ff.

S. auch: Oderborn vita Joannis Basilidis, 1585, lib. II.

Guagnini Moscov. descr. pg. 28, 32, bei Starczewski script. hist. Ruthen. I.

32) Taube u. Krause a. a. O. S. 231.

33) Karamsin Gesch. d. russischen Reiches, d. A., Riga 1823, VIII. S. 51 ff.

34) Hakluyt the principal navigations of the English nation, London 1598, pg. 237 cet. (Starczewski l. c. Anglorum navigatio pg. 5 cet.)

35) Fletcher, of the Russe Commonwealth, London 1591, ed. Bond (of the Hakluyt Society) in: Russia at the close of the sixteenth century, London 1856, pg. 9 cet. — Hakluyt l. c. 477.

36) Horsey's Travels, in: Russia at the close cet., l. c. 173.

37) Karamsin a. a. O. IX. 59.

38) Herberstein l. c. 15.

39) Petrejus: Historien und Bericht vom Grossfürstenthumb Muschkow, Leipzig 1620, S. 224.

40) Henning Lifflendische churlendische Chronica, Leipzig 1594, fol. 57.

41) Herberstein l. c. 15. — Neugebauer Moscovia, Gedani 1612, pg. 115.

42) Fletcher l. c. 144. — Bericht des polnischen Gesandten Sapieha v. 10. Juli 1584 in Hist. Russ. monum. ed. Turgenev., Petropoli 1842, II. No. 3, pg. 3.

43) Strahl Gesch. d. russ. Kirche, Halle 1830, I. S. 619.

44) Neugebauer l. c. 116.

45) Petrejus a. a. O. 318. — Busso „Verwirrter Zustand des russischen Reiches" Mscpt. Bl. 80 bei Herrmann Gesch. d. russ. Staates, Hamburg 1846, III. S. 471.

46) Reutenfels de reb. Moscovit., Patav. 1680, p. 101. — Busso a. a. O. 475.

47) Petrejus a. a. O. 229, 320.

48) Ustrialow Gesch. Russlands, d. A., Stuttgart 1840, S. 333 f.

49) Beauplan description de l'Ukranie, Rouen 1662, pg. 41—46.

50) Michalonis Litvani de mor. Tartar., Lit. et Mosch. frgm., Basil. 1615, pg. 11.

51) v. Engel Gesch. v. Halitsch u. Wladimir (Halle 1796, s. o.) S. 593.

52) Beauplan l. c. 24, 55—60.

53) Grondski de Grondi hist. belli Cosacco-Polonici, ed. Koppi, Pestini 1789, pg. 46.

54) Der Ukas bei Engel Gesch. d. Kosaken (a. a. O.) S. 377 ff.

55) Nur der Name des Brautpaares (sowie im folgenden Abschnitt die briefliche Form) ist erdichtet.

56) Olearius moskowitische Reisebeschreibung, Hamburg 1696, I. S. 107 ff.

57) Alikante am Anfang des 17. Jahrh. in Moskau ein Hofwein:

lübischer Gesandtschaftsbericht bei Willebrandt Hansische Chronik, Lübeck 1748, II. S. 124.

58) Mayerberg iter in Moschoviam 1661 (s. l.) pg. 42.

59) Statuta Moschovítica bei Mayerberg l. c. 232 cet. de tabernis.

60) Petrejus a. a. O. 636.

61) Olearius a. a. O. 106; einiges allzu derbe habe ich beseitigt oder gemildert.

62) Schütz preuss. Chron., Eisleben 1599, fol. 97 ff.

63) Russow Chronica der Provintz Lyfflandt, Bart 1584, fol. 32.

64) „Meyerschen unde Modtgeverschen." Russow a. a. O. 28.

65) Aeneae Sylvii Op. geogr. et hist., Helmstadii 1699, de Europ., pg. 276, 277.

66) Olearius a. a. O. 57. — Bei Henning a. a. O. fol. 40 lautet der Vers etwas anders, der Sinn ist derselbe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







